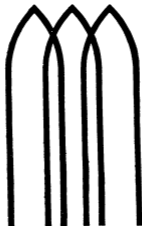


UNSER BUND

ALTERENZEITSCHRIFT DES BDJ. E.V.



15. JAHR DEZEMBER 1926 CHRISTMOND NR. 12

Unser Bund

herausgegeben vom Bund Deutscher Jugendvereine e. V.

Bundesleitung: Pfarrer Gottbold Donndorf, Hamburg I, Alstertor 1,
Thaliahof 4, Professor Dr. Wilhelm Stäblin, Münster i. W., Paulstr. 18.
Kanzlei: Wülfingerode bei Sollstedt. Postcheckkonto: Berlin 222 26.

Aufschriften:

Schriftleitung: Jörg Erb, Lehrer, Haslach i. R. (Baden).

Für Wert und Aufgabe: Professor Dr. Wilhelm Stäblin.

Bestellung:

Bei der Post, beim Buchhandel, beim Verlag: Thüringer Verlagsanstalt
und Druckerei G. m. b. H., Jena.

Preis:

Jedes Heft 80 Pfg., vierteljährlich 1.50 Mk.

Bezahlung:

Bei Buchhandel oder Post oder bei der Thüringer Verlagsanstalt und
Druckerei G. m. b. H., Jena, Postcheckkonto Erfurt 2922.

Inhalt dieses Heftes:

Aus Deutschlands jüngster Vergangenheit (fünftes Stück) / Vom Schicksal und Sinn der deutschen Jugend / Aussprache: An der Schwelle des Evangeliums / Nachwort / Aus dem Bund: Westerbürg-Einweihung am 8. September 1926 / Der Lehrgang für Kunst und Spiel im Lande beim Großbodungen / Wert und Aufgabe: Bildungsarbeit in unserem Bund / Gruppenarbeit / Ueber das Verhältnis der Geschlechter / Das Singen im Bund / Buch und Bild / Die Ecke / Inhaltsverzeichnis.

Aufschriften der Mitarbeiter:

Walther Classen, Hamburg, Oben Borgfelde / Ludwig Zeitmann, Hamburg 20, Ludolfsstraße 66 / Richard Karwehl, Osnabrück, Büchersstraße 4 / Wilhelm Stäblin, Münster i. W., Paulstraße 18 / Gerhard Langmaack, Hamburg, Adolfsbrücke 7 / Anna Wolff, Stade / Wilhelm Stöltzen, Berlin-Zehlendorf, Königstr. 19 / Hermann Scaedrich, Haynau i. Schlef. / Jörg Erb, Haslach.



U n s e r B u n d

Alterenzeitsschrift des Bundes Deutscher Jugendvereine e. V.

Aus Deutschlands jüngster Vergangenheit.

Walter Classen.

5. Stück: Landwirtschaftliche Fragen.

In einer Mittelstadt der Provinz Sachsen waren einmal beim Pfarrer mehrere Männer versammelt *), um sich über landwirtschaftliche Fragen zu besprechen: ein Sozialdemokrat, selbst Dorffind, ein Offizier aus altem Adel, heute Abend im bürgerlichen Rock, und ein bäuerlicher Hofbesitzer. Der Pfarrer hatte das Thema aufgestellt: Wie ist unserer Landwirtschaft und dem Landvolke dauernd zu helfen? Werden durch Schutzzölle die Preise gesteigert, so veranlaßt diese Steigerung eine Erhöhung des Bodenwertes. Dann werden bei der nächsten Erbteilung Hypotheken aufgenommen und das nächste Geschlecht wirtschaftet bei höheren Preisen, auch unter größeren Lasten — und allen ist das Brot teurer geworden.

Zunächst sprach der Sozialist:

„Mein gelehrter Freund Dr. Kautsky, Karl Marx' treuer Schüler, wird uns sagen, der Boden muß verstaatlicht werden, dann werden lauter Großbetriebe geschaffen. Zu ihrer Leitung können frühere Besitzer bestellt werden, dann wird mit gutbezahlten Arbeitern und möglichst viel Maschinen und besten wissenschaftlichen Methoden gewirtschaftet. Kautsky übersieht aber dabei, daß landwirtschaftliche Arbeit so schwer und sauer wie sie ist, am besten und sorgfältigsten geleistet wird von dem, der die Früchte selber erntet. Darauf beruht die Kraft der kleineren und mittleren Betriebe. Der Großbetrieb ist nicht unbedingt vorteilhaft in der Landwirtschaft.“

Diese Ansichten unterstützte nun der Bauer, ein sehr geschickter, gebildeter Mann:

„Der Großbetrieb bedient sich freilich gern der mechanischen und chemischen Mittel. So benutzte man in Mecklenburg auf den Gütern Jahr für Jahr künstlichen Dünger, um schließlich zu entdecken, daß die massenhaft geernteten Kartoffeln nicht dauerhaft und sehr säulniagefährdet sind.“

„Ich habe kürzlich ein neues aus einem Gut entstandenes Dorf gesehen, Stellen von 15 bis 25 Hektar. Ich vermute sehr stark, das Land dieses geteilten Gutes wird mehr tragen und abliefern als früher, obgleich ja auch mehr Menschen dort in kleinen Stellen leben, Handwerker, Arbeiter und Gemüsebauer.“

„Die Leute stammen durchweg aus ländlichen Verhältnissen: Gutsarbeiter, Aufseher, Vorschmitzer, Kleinhandwerker der Landstädte. Mit 500 Mk. Anzahlung können Haus, Hof, Garten, Feld, Vieh und Ackergerät, bestellte

*) Die Personen dieser Anecdote leben scharf umrissen in meiner Erinnerung; ich bewege die Gesprächsform, ihre Anschauungen zur Geltung zu bringen.

Saaten erworben werden. Die ersten Jahre sind eine schwere Zeit, aber man arbeitet ja für sein Eigenes. Ja, das Eigene, das ist des Käufers Lösung, und dann nicht zu vergessen: das Schwein, das gute, fruchtbare, fidele, immer zufriedene pommerische Schwein des kleinen Mannes! Das Schwein des kleinen Mannes erhält im Sommer Brennessel, Kohlblatt, Rübenblatt, Gras, Wegbreit und Ruchendrang, ist lustig, gesund und wird fett; das Schwein des Rittergutsbesitzers erhält Maizena Glykose, Bodschäse, Kometenfutter, Sirlatin, Stockfeed und Somco, ist immer mißvergnügt, wird selten fett und empfiehlt sich meistens schon vor der Schlachtung, indem es mit schaumhaftem Erötten (genannt Rotlauf) sich vorzeitig aus dem Staube macht."

"Wer ist der Züchter unserer besten Rinderschläge, der Holländer, der Ostfriesen, der Simmentaler, um nur die drei markantesten Züchtungen zu erwähnen? Meine Herren, das ist gerade der Bauer! Diese Züchtungen sind rein bäuerliche Züchtungen, aus denen der Großgrundbesitz sein bestes Zuchtmaterial bezogen hat und noch bezieht. Ich glaube, diese Tatsache genügt schon, um den Einwand der Schädigung der Tierzucht durch die Kolonisation zu widerlegen. Im übrigen, wer züchtet denn den Trakehner? In der Hauptsache der Bauer, während der Großbetrieb ihn gewissermaßen nur trainiert und der Remontekommission in wirkungsvoller und bequemer Weise vorführt. Wer züchtet ferner den Haupttyp unseres Kaltbluts, den Belgier? Ganz ausschließlich der Bauer, der den Großbetrieb mit dem allerwertvollsten Zuchtmaterial versorgt. Ähnlich liegt es mit dem Hannoveraner, dem Oldenburger, dem Dänen."

"Unzweifelhaft zieht der Kleinbäuerliche Betrieb mehr Vieh. Es kommt ihm ja auch heute der elektrische Strom, der drischt, schneidet, Licht liefert, zu Hilfe."

Hierzu bemerkte der Pfarrer:

"Da kämen wir auf die eben übersehene Frage. Das Wichtigste ist, daß überhaupt mehr Menschen auf dem Lande leben. Das Land muß uns das Volk neu erzeugen. Polenz in seinem Roman „Der Grabenhäger“, einer der wenigen guten deutschen Gesellschaftsromane, läßt da einen praktischen, bürgerlichen Großgrundbesitzer sprechen: Für alles haben wir gesorgt, für beste Tierassen, Saatkorn, Dünger und Maschinen, nur wie rechte Menschen gedeihen sollen, daran haben wir nicht gedacht und jammern nun über schlechte Arbeiter."

Hier mischte sich der bisher zuhörende Offizier ins Gespräch:

"Ich muß sagen, daß in meiner pommerischen Heimat die Gutsarbeiter sehr gut gestellt sind und wir hatten ein recht freundliches Verhältnis zu ihnen. Schon die Eltern unserer Leute sind meist auf dem Gut gewesen."

"Das ist richtig," erwiderte der Sozialist, "für manche Strecken Hinterpommerns. Indes sind die ländlichen Arbeiterverhältnisse sehr verschieden. In Ostpreußen, Westpreußen, Pommern, Posen, Mecklenburg, nordöstlichem Brandenburg und auf der schleswig-holsteinischen Gest erhalten die Tagelöhnerfamilien einen großen Teil des Lohnes in Naturalien. Wo der Kätner oder Dienstmann auch eine Kuh hat, verbessert er durch solch eigene Wirtschaft seine Verhältnisse bedeutend. Auch großer Drescheranteil wird gegeben, und außer der Kuh noch Schwein und Schaf. So kann der Kätner selbst verkaufen, aber das gerade ist schwierig für ihn. Zur Verbesserung seiner kleinen Wirtschaft fehlt es ihm an Anleitung und Erziehung. Genossenschaftliche Organisationen für den Absatz wären ihm nötig. Endlich ist aber nichts sein Eigenes. Er

kann vom Herrn gekündigt werden und muß dann mit Weib und Kind und seinem kleinen Hausrat im Leiterwagen über Land ziehen und einen neuen Arbeitsplatz suchen. In der Provinz Sachsen, Anhalt, Braunschweig, Südhannover, wo Zuckerrüben gebaut und zeitweise sehr viel Hände gebraucht werden, gibt es nur geldentlohnte Tagelöhner und davon möglichst wenig ständige. Dies ist die Gegend der polnischen Wanderarbeiter, die jährlich Millionen als ihren Lohn aus Deutschland heraustragen. In der märkischen Lausitz und in Schlesien erhalten die Dienstleute nur so viel, wie zu ihrer Ernährung nötig ist. Ja, es gibt Distrikte, wo diese Leute in mehrstöckigen Häusern wohnen. Sie sind, streng genommen, nur Hofgesinde, dem man bequemere Weise auferlegt, das Kochen selbst zu besorgen. Anders liegen die Dinge in Landschaften großen bäuerlichen Besitzes. In Hannover, Oldenburg, Westfalen hat der Heuerling eine kleine Landstelle nebst Haus vom Bauern zu Pacht und ist verpflichtet, gewisse Tage beim Bauern im Tagelohn zu arbeiten. Bedenklich ist auch hier, wie beim pommerschen Tagelöhner, daß der Alte keine rechtliche Sicherheit hat, den Ertrag seines Fleißes seinem Sohn zu vererben. In den Marschen bis Schleswig hinauf sind die Arbeiter Eigentümer ihres Häuschens und meist auch eines kleinen von ihnen bewirtschafteten Landstückes. Daraus treiben sie Spatenkultur. Ihre Einnahmen ergänzen sie durch Arbeit auf den großen Höfen. In West- und Süddeutschland haben wir wieder ein anderes Bild. Hier gibt es keine strenge Scheidung zwischen Hofbauern und Arbeitern. Erbteilung hat hier die Höfe so zerplittert, daß es alle Uebergänge gibt, vom Großbauer bis zum kleinsten Besitzer, der in die Fabrik geht, während die Frau auf seinem Lande arbeitet. In Südbayern und auf dem Schwarzwald haben wir wieder reines Großbauernum und überhaupt keine kleinen Leute. Ursprünglich war es so, daß jüngere Geschwister unverheiratet als Diensthofen im Hause blieben. Man kannte nur Hausgesinde, das in gezwungener Ehelosigkeit lebte. Südbayern, der Schwarzwald und jene schlesischen Güter mit den mehrstöckigen Arbeiterwohnhäusern zeigen wohl die unerfreulichsten Zustände.“

„So scheint also,“ fiel der Offizier ein, „mein Pommern recht günstige Verhältnisse zu haben.“

„Und doch,“ erwiderte der Pfarrer, „muß unsere Sorge um Ostdeutschland am größten sein. Gewiß, die Leute sind gesund, gut ernährt, sie können ein gutes Familienleben haben, aber die Entwicklungsmöglichkeit fehlt. Ich habe in einer norddeutschen Großstadt oft am Feierabend bei den Arbeitern in der Küche gefessen, wenn ich fragte, ob sie nicht wieder aufs Land zurück möchten. Dann ließ wohl die Frau zuweilen eine Sehnsucht nach Garten und Stall merken, der Mann sagte, hier können meine Kinder etwas lernen, im Beruf vorwärts kommen. Der Mann wird in der Stadt eben Staatsbürger, was er auf dem Lande im Osten nicht ist. Er fühlt, daß seine Kräfte ihn und die Seinen in einer freieren Welt vorwärtsbringen können. Allerdings am besten kommen voran Holzsteiner und Hannoveraner, auch Bauernsöhne aus Ostpreußen und Schlesien. Ich fand, der eigentliche ostelbische Tagelöhner hatte zu wenig Initiative, er war zu unselbständig und gar zu wenig gebildet und bildungsfähig.“

„Dann beweisen Sie ja,“ fiel der Offizier ein, „die Berechtigung der Gutsherrschaft unter diesem Volke, das bevormundet werden muß, wodurch eine Arbeitskraft für die Gesamtheit nützlich wird.“

„Daß es so zu sein scheint,“ versetzte nun der Bauer, „ist die Wirkung einer völlig falschen agrarischen Politik seit über hundert Jahren. Es waren dort in Pommern, Mecklenburg, Schlesiens auch einmal Menschen von gleichem germanischem Schlag wie in Holstein und Hannover, aber die meisten sind verdrängt worden. Ich habe mir langsam durch viel Lesen und Fragen, als ich meine Kurse als Lehrer der landwirtschaftlichen Schule vorbereitete, die Einsicht erarbeitet: Diese heutigen ostelbischen Landarbeiter gab es um 1760 noch gar nicht. Da waren diese Leute Bauern, allerdings zu Grunddiensten und Abgaben verpflichtet, sie waren teils Nachkommen von Slawen, aber zum größeren Teile Nachkommen mittelalterlicher germanischer Siedler. Als man aber die Steinsche Bauernbefreiung mißbrauchte, um den Bauern das Land zu nehmen, da sind die besten abgewandert zum Mississippi und in die Großstädte. Das mit der Landflucht — verzeihen Sie die Offenheit, Herr Graf — ist eine demagogische Phrase. Nicht weil Vergnügen der Stadt lockte, zogen die Leute fort, sondern weil die schwere Arbeit auf dem Acker von Menschen getan sein will, die frei sind und durch ihre Arbeit Lebenssicherheit sich und den Nachkommen schaffen. So sind denn nun langsam an Stelle der rechten deutschen Halbflawen hängengebliebene Polen getreten. Man sieht nun schon in manchen Gegenden die kleinen, vieredigen Blondköpfe der slawischen Kinder auf den Dorfassen laufen. Langsam geht so das deutsche Volkstum unter.“

Der Offizier schwieg nachdentlich, und alle schwiegen.

Der Bauer fuhr fort: „Verzeihen Sie die Offenheit, ich spreche nicht gegen den Charakter des Gutesbesizers. Als ich diente, hatten wir bei der Schwadron einen Offizier aus altem Geschlecht, der war streng, aber auch gegen sich selbst und gerecht und sorgte für seine Leute, und dann war da ein Offizier, der war reich, der Vater hatte das viele Geld verdient, dieser Mensch war von oben herab, die Menschen waren ihm gleichgültig, er war roh und elegant. Ein Jammer aber ist es, daß der alte tüchtige Adel nicht einsieht, daß es so nicht weiter geht. Die Güter sind zu groß geworden, und wenn wir das Stehlen der Arbeiter bedenken, die ganze Feindschaft des Ratenvolkes gegen die Herrschaft. Die Leute sprechen sich nicht aus, aber es frist in der Tiefe. Ihnen, Herr Graf, wird das nicht erzählt, aber eine Grausamkeit oder Schlechtigkeit der Herrschaft lebt noch im dritten Geschlecht in Erinnerung. Der Zustand der Ratenvölkerung ist staatsbürgerlich und moralisch ungesund.“

Und der Pfarrer fügte hinzu: „Will man feststellen, woher das Bürgertum und alle führenden Berufe sich ergänzen, man wird immer wieder finden, aus den bäuerlichen Distrikten, wohl auch bäuerlichen Distrikten des Ostens, aber nicht aus den Gutsherrschaften. Niemand will ja die Güter einfach vernichten; aber die Erhaltung der ländlichen Volkskraft wird mit Schutzzöllen allein nicht bewirkt.“

Und der Sozialist: „Die Erhaltung der landgeborenen Menschen, das ist allerdings die Aufgabe, sonst haben wir kein Brot. Auf die Dauer schafft uns das auch nicht die Polenarbeit, und vor allen Dingen liefert uns der jetzige Osten zu wenig Seelen und Rassenkraft.“

„Eine bis zur Auflösung des deutschen Bauernstandes zunehmende Landflucht — und eine solche ist bei völliger Aufhebung der Vieh- und Fleischzölle noch heute zu befürchten — können aber auch die städtischen Konumenten in ihrem eigenen Interesse nicht wünschen; denn wir dürften aus der Geschichte

gelernt haben, daß jede Nation nur einen Bauernstand zu haben scheint und sich, wenn er einmal zugrundegegangen ist, nicht nach Belieben einen neuen zu schaffen vermag.“

„Wir müssen den schlechtgerodeten Wald neu aufforsten, d. h. wir müssen aus den vorhandenen freien Dörfern den Bauernstand im Osten ganz außerordentlich verstärken. Ich habe voriges Jahr in einem pommerschen Kreise ein Siedlungsdorf besucht, das 1½ Jahrzehnte alt war. Ein freundlicher Anblick, als wäre man nach Süddeutschland versetzt! Da waren nicht nur die endlosen Koppeln der Güter, jene schöne, aber doch niederdrückende Einsamkeit, sondern an dem festen Wege, der im Kreise die alte Güterflur durchzog, leuchteten in bedeutenden Abständen die roten Ziegeldächer der Höfe in die Landschaft hinaus. Besonders aber erfreute die dort so seltene Gruppe von Obstbäumen neben jedem Gehöft. An einer Stelle aber stieß ich auf Kirche und Schule unter einem Dach, freundlich von alten Laubbäumen umgeben; das war eine Heimat! Sie werden sich wundern, daß der Sozialist auch die Kirche mit der Schule unter einem Dach begrüßt. Ich erlaube mir, darin freier zu denken als meine Genossen. Ein solches Dorf ist Gemeinde, und da muß auch Religion heilige Bindung der Menschen sein. Das Katendorf ist ja keine Gemeinde, der Pastor hier auch bei treuem Seelsorgerwillen doch nur eine Art geistige Polizei und Seelenbändiger, daher, später, wenn die Leute in die Stadt kommen, der wilde Haß der Befreiten gegen jede Religion.“

„Wo aber ist der Mann und der Staat, der unserem totkranken agrarischen Osten hilft?“ fragte der Pfarrer.

Da sprach der Sozialist: „Wir brauchen den mächtigen Innenminister! Wird er preußischer oder Reichsminister sein? Wird er wohl auch Mecklenburg endlich als deutschen Kolonialboden dem Reich und dem Volk zurückgewinnen? Die Wege, die jener große Staatsmann gehen soll, sehe ich vor mir. Die Katendorfer müssen Eigentümer ihres Bodens werden. Die Arbeiter, Besizer oder mindestens Erbpächter ihrer Häuser, Gärten und Ställe, sie müssen nur darin beschränkt sein, daß sie mit ihrem Besitz nicht Spekulation treiben dürfen. Das Gut muß gegen Entschädigung auch noch etwas Land abtreten, es braucht nicht bester Weizenboden zu sein; doch muß die neue Gemeinde etwas Almende haben und auch Land, das sie in Pacht an Gemeindeglieder ausgibt. Eine gewisse Beweglichkeit in der Bodennutzung ist nötig. Werden so die Kämer freie Leute, so werden sie auch die auf dem Lande so notwendige Genossenschaft für Kleintierzucht und Verkauf ihrer Produkte bilden. Die Genossenschaft ist die Form des Sozialismus auf dem Lande. Vor allem aber können dann die Arbeiter ihren Arbeitsvertrag mit der Gutsherrschaft als freie Leute abschließen. Das Gut wird die Verantwortung für die Wohnungen los, das Dorf wird Schulgemeinde und stellt sich seinen Lehrer an. Das ist der einzige Weg, die Gutsarbeiter dem Deutschtum zu erhalten. Es wird wohl für solche Gemeinde anfangs Aufsicht und Beratung durch einen fürsorglichen Landrat nötig sein, aber als der beste Erzieher wird die menschliche Lust am Eigentum sich erweisen.“

„Güter, die ihre Felder vernachlässigen, und Teile gar zu großer Güterkomplexe in einer Hand werden enteignet, zur Zerlegung in Bauernstellen von 22 bis 24 Hektar. Siedler werden gesucht — wir haben genug, die sich mit einigen tausend Mark beteiligen. Die Siedlungsbehörde der Provinz oder die Gefell-

schaft oder die Gutsherrschaft, die die Siedlung unternimmt, bestellt einen Leiter der Siedlung, einen erfahrenen Landwirt, dem sehr starke Vollmacht gegeben wird; denn mit genossenschaftlichen Abstimmungen läßt sich das Werk, wo es ja nicht Urland aufzuteilen gilt, nicht machen.“

„3—4 Jahre wohnen die Siedler gemeinsam im Gutshaus, wo genügend Räume auch zu theoretischen Vorträgen im Winter und zur Erholung eingerichtet werden. Sie versehen jede Arbeit auf dem Gute unter Leitung des erfahrenen Landwirts.“

„Die Siedlungsgesellschaft oder die Provinzialverwaltung bleibt Obereigentümer des Bodens, die Siedler erhalten ihre Stelle erblich zur eigenen Bewirtschaftung für eigene Rechnung, doch so, daß beim Ausscheiden eines Siedlers oder dessen Nachkommen der Obereigentümer das Rücküberwechsellrecht hat.“

„Wenn der Viehstand genügend herangewachsen ist und Bauten möglich sind, wird zur Parzellierung geschritten. Das Ziel des Unternehmens ist Qualitätsleistung: dazu ist nötig gründliches praktisches Erlernen jeder Arbeit. Die Qualitätsleistung kann nur erzielt werden durch gute wissenschaftliche Methode. In der Saatzucht stehen wir noch im Anfang wissenschaftlicher Methode. Das gleiche gilt von der Rassezucht der Haustiere. Ausbildung des Denkens und Urteilens ist nötig. Bei diesem Ziel der Qualitätsleistung aber wird es an geistiger Befriedigung nicht fehlen. Jede Arbeit kann durch die sie begleitende Beobachtung und die Verwertung der Beobachtung doppelt wertvoll und höchst interessant werden. Selbst das Weiden des Viehs, die Beobachtung des Graswuchses verschiedener Wiesen werden Tätigkeiten, bei denen das rechte Urteilsvermögen von höchster Wichtigkeit wird.“

„Werden zunächst Teilnehmer mit Kapital gesucht, so wird es doch auch möglich sein, Ansiedler mit geringen Mitteln anzusetzen, wenn sie die erwünschte Vorbildung, Fähigkeit und Energie zum Werke mitbringen. Sie müßten ihren Besitzanteil durch Rentenabzahlung erwerben.“

„Endlich müssen an Kanälen und Flußläufen, die zum leichten Transport mit Motorfahrzeugen geeignet sind, nicht zu fern den Großstädten, Gemüsebauern angelegt werden. Kartoffeln, Rhabarber, Spargel, Kohl, Beeren, Kernobst vermögen sie noch in großen Mengen auf magerem Boden zu schaffen, und ihre Arbeit verbessert den Boden, wie keine Gutsherrschaft das leisten kann, und bewirkt die intensivste Kultur. Auch in der Nähe kleiner Osthäfen und an manchen Buchten kann solche Kleinlandwirtschaft wachsen. Sollte der Grafensteiner Apfel nur an den Flensburger Förden möglich sein?! So müssen wir den Heimatboden neu erwerben und uns dann eine Zukunft für Jahretausende sichern“).

Mitternacht rückte heran. Die Redner trennten sich, nicht ganz ohne Hoffnung. Der Sozialist und der Offizier gingen noch lange draußen in der milden Novembernacht auf und ab. Wir haben nicht vernommen, was sie sprachen; sie trennten sich endlich mit langem Händedruck.

*) Siehe meine Schrift: „Das baltische Gedächtnis und seine Zukunft“, Verlag Eger, Krieger, und die Vorrede von Dr. Arthur Schulz in den „Sozialistischen Monatsheften“ 1911/1912. „Archiv für Innere Kolonisation“ 1923, Heft 4/7 und 1924 Heft 4/7. Verlag Deutsche Landbauhanlung, Berlin.

Vom Schicksal und Sinn der deutschen Jugend.

Von Ludwig Heitmann, Hamburg.

Noch einmal wollen wir auf Wilhelm Stählin's wegweisendes Buch zurückkommen, um nun das Auge auf die entscheidende Grundstellung zu richten, auf die jede Zeile in ihm hindrängt. Die ersten Kapitel zeigen uns, wie die Jugend auf allen Linien, die ihr wesentlich geworden sind, vor einen letzten Abgrund gedrängt worden ist, über den kein jugendlicher Schwung und kein glühendes Wollen sie hat hinüberheben können. In ihren innersten Kreisen ist sie bis an die ewig-menschliche Grenze vorgestoßen, an der alles Menschentum zerbricht oder aus einer anderen Welt einen neuen Lebensruf vernimmt. So hat ihr Schicksalweg sie bis an die letzte Pforte geführt. So gewiß sie in immer neuen Versuchen vor ihr auszuweichen getrachtet hat, so hat sie doch an allen Punkten, an denen sie irgendeinen ihrer Wege vollkommen ehrlich und ernsthaft beschritten hat, die Brücke, auf der man über den Abgrund der Heimatlosigkeit und des Chaos hinüber zu kommen hoffte, unter den Füßen zerbrechen sehen. Damit ist sie vor die letzte Frage gedrängt worden, „Indem wir die Wirklichkeit ernst nehmen und nach dem Wesen fragen, sind wir überall vor Gott gestellt.“

So gipfelt denn Stählin's Schilderung der Lage der deutschen Jugend in dem Kapitel „Die Lage des Menschen vor Gott“. Den Ernst dieses Kapitels wollen wir immer wieder auf uns wirken lassen. Nur von ihm aus kann ernsthaft über die Zukunftsmöglichkeit jungen Menschentums geredet werden. Hier werden alle Surrogate — Mystik, Romantik, Pietismus, Katholizismus, Anthroposophie, kirchliche Sicherheit — in ihrer Wesenlosigkeit aufgewiesen, hier wird unerbitlich die Schuldbfrage in ihrer vernichtenden Tiefe gestellt, die kein Entweichen mehr zuläßt. „Das Wissen um die letzten und unheimlichsten Abgründe des Menschentums ist das eigentliche Schicksal dieser Jugend.“ Daß die Jugend dies ihr Schicksal ganz ernst nehme, ja, daß sie darin das Menschenschicksal überhaupt erkenne, daß sie darum wisse, daß diese ihre Lage die Lage jedes Menschen und jeder Zeit sei, darauf kommt alles an. Denn nur von hier aus kann ihr die ewiggültige Lösung und Erlösung sich öffnen: Das Evangelium.

Wie Stählin uns nun dies Evangelium deutet, als das Wort von der Liebe, die alle Spannungen, die das Leben zerreißt, wirklich überwindet und in schöpferische Kraft umwandelt, davon wollen wir nicht einen Deut abtun. Hier wird uns die Botschaft von der „Rechtfertigung aus dem Glauben“ für die Gegenwart in einer Anschaulichkeit und Tiefe gedeutet, die uns ihre allbeherrschende, überzeitliche Bedeutung wirklich wieder ganz nahe bringt. Ueber die Tiefe der Zeitnot führt kein Weg hinweg, der das sola fide*) abseits liegen läßt.

Was Stählin uns hier schenkt, gibt uns gerade durch seinen nichts verschweigenden Ernst das, was Schlemmer in seiner Besprechung („Unser Bund“ Nummer 2/9) vermissen zu müssen glaubt; Tröstung. Nichts kann uns trösten, was nicht über die letzte Not des Lebens hinwegleuchtet. Gerade indem es dem Blick in diese letzte Not standhält, gewinnt es die durchschlagende tröstende Kraft. „Dann, wenn diese Jugend reif geworden in der Gemeinde der gerechtfertigten Sünder steht, dann wird ihr auch das eine

*) „Allein durch den Glauben.“

Kennzeichen der Reife und der Freiheit neu geschenkt werden, das dem Ernst ihres Ringens heute so sehr mangelt: Das Lachen der demütigen Weisheit." Wir geben Schlemmer und Stählin darin recht, daß in der gegenwärtigen Erschöpfungslage der Jugend ihr nichts notwendiger ist als das Durchstossen zu dieser „getrosten Freudigkeit“.

Freilich — und hier setzt nun unsere ergänzende, nicht abstreichende Kritik ein — für diese getroste Freudigkeit fehlt nun in Stählins Buch für die durch unsere Zeit gegebene innere Lage der Jugend ein letztes Wort. Stählin sieht da den Weltberuf deutscher Jugend: „Die gläubige Liebe, die jede Tiefe menschlicher Not in sich überwindet und zu einer Kraft der Tat wandelt.“ Für diese Tat nun fehlt in Stählins Buch der sieghaft vorwärtsweisende Ausdruck. Das Licht des Glaubens, das über jeder seiner Zeilen leuchtet, flammt nicht hinüber zu der aufgehenden Sonne der Hoffnung. Ich will versuchen, dies ein wenig klarzustellen.

Das Evangelium ist nach Stählin in seinem innersten Wesen „die Ueberwindung der Spannungen des Lebens durch die Liebe“, nicht freilich in dem Sinne, daß diese Spannungen nun beseitigt würden. Im Gegenteil! Wir leben als Sünder, die das Wort von der Vergebung gehört haben, in einer ständigen Spannung, die, solange wir Menschen sind, niemals aufgehoben wird. Die endgültige Ueberwindung aller Spannungen ist nur Wirklichkeit geworden in Christus, weil in ihm die Not in ihrer letzten Tiefe ernst genommen, aber auch überwunden worden ist durch die Auferstehung. Der Keim eines neuen Lebens ist nun in die Welt gesenkt. In der Gemeinde aber, die das Christuswort gehört hat, bricht dies neue Leben immer wieder in die Welt hinein. In ihr sind alle Spannungen dieses Lebens ehrlich bejaht, aber in ihr ist auch der Ort der wirklichen Liebe, die alle Spannungen einordnet, gegeben. Nirgends freilich ist sie in vollendeter Sichtbarkeit da, aber sie steht als die große Verheißung in dieser Welt; in aller ihrer Brüchigkeit ist sie der Hinweis auf den kommenden Christus. Die Gemeinde ist an keinem Punkte Vollendung, sie lebt in der unendlichen Bewegung, aber sie weiß von einer wirklichen Vollendung, nach der sie sich immer neu ausrichten läßt. In dieser „eschatologischen Haltung“ hat die Kirche ihr eigentliches Leben.

Hier ist also grundsätzlich die Haltung der Hoffnung gegeben. Aber sie bleibt im Abstrakten hängen und stößt nicht durch zu einem leuchtenden Bilde, das uns erst fähig macht, mitten in der spannungszerrissenen Gegenwart mit Freudigkeit zu stehen. Gewiß ist es richtig, daß das Evangelium „keine Ratschläge und Weisungen für bestimmte Situationen, für wirtschaftliche Krisen, für politische Sturmzeiten“ gibt. Aber die Gefahr des Abgleitens in die kleinemenschlichen Zeitbedingtheiten, die mit jeder konkreten Formung des Hoffnungsbildes gegeben ist, entbindet nicht von der Notwendigkeit, dem Bilde der verheißenen neuen Schöpfung einen konkreten Gehalt zu geben. Das Evangelium ist kein Programm, aber es ist die Verheißung eines neuen Himmels und einer neuen Erde. Es läßt sich nicht fassen in eine technisch-zivilisatorische Fortschrittsutopie und ein menschliches Wirtschaftsprogramm, aber es drängt auf Verwirklichung in einem wiedergeborenen Menschentum.

Hier wird nun deutlich, daß der erste und der letzte Teil des Stählinschen Buches in ihrer Grundhaltung auseinanderklaffen. Stählin ging aus von einer ganz konkreten Schilderung der Lage der Jugend in unserer Zeit — und er schließt mit einer Darlegung der allgemeinen Lage des Menschen vor

Gott, der Lage jedes Menschen und jeder Zeit. Hier hat der Systematiker den Praktiker erdroffelt. Die Dialektik der Spannung, die durch die Liebe überwunden wird, hat nur allzuviel Ähnlichkeit mit der Dialektik der Philosophen, die die Gegensätzlichkeiten des Lebens aufgehoben sein lassen in dem Alleinen. In der Wirklichkeit des Lebens kann kein Mensch in solchen Spannungen verharren, wenn ihm nicht ein „Angeld der Verheißung“ gegeben ist in immer neuer konkreter Verwirklichung. So gewiß diese immer wieder unter das Gericht tritt, so gewiß ist sie für die Not der Stunde das feste Stück Boden, auf das der Fuß auftreten kann, um weiterzuschreiten.

So bleibt am Schlusse des Stählin'schen Buches, namentlich für junge Menschen, eine letzte Bekommenheit. Alles, was gesagt ist, ist richtig, und es ist doch nicht befreiend. Man kann einem jungen Menschen nicht sagen: Du sollst an der Stelle, wo du stehst, in deinem Beruf, in deiner Wirtschaftsnote, in deiner leiblichen Not, in den Spannungen verharren, indem du das Wort der Liebe hörst, das diese Spannungen überwindet. Diese dialektische Lösung ist keine wirkliche Lösung. Der Vorwurf, der mich selbst einmal traf, als ich die Stählin'sche Position entwickelte, ist nur zu berechtigt: daß das einfache Resignation sei, die junge Menschen nie ertragen würden. Denn das Leben ist keine „Lage“, sondern ein dahinschießender Strom. Es kommt darauf an, in den Spannungen des Lebens den daherschreitenden Christus aufzuweisen, der diese Welt wandelt. Alle Zerstörung des Lebens ist Wandlung, freilich nie zur Ruhe kommende Wandlung, aber ganz wirkliche Wandlung zur neuen Schöpfung hin. In dieser Wandlung stehen, ihr gehorsam sein, sie freudig bejahen, ihr unermüdet dienen in der ganz konkreten Lage des persönlichen und des öffentlichen Lebens — das allein gibt die getrostete Freudigkeit mitten in einer Entwicklung des Sterbens.

Hier muß, zurücklenkend auf den ersten Teil, ein konkretes Wort der Hoffnung das Buch krönen. Denn die Jugend unserer Tage befindet sich nicht in der „allgemeinen Lage des Menschen vor Gott —“ die es gar nicht gibt, sondern in einer ganz konkreten Zeitlage, die ihr Schicksal und ihre Aufgabe ist. „Dem Zweifel, welcher Art er auch sei, wird nur durch die Tat ein Ende gesetzt“ (Carlyle).

Hier höre ich freilich sofort wieder den Einwand: „Also doch wieder ein Programm!“ Nein! Aber ein konkretes Wort für die Stunde! Welches ist die Wandlung, die sich heute im Ganzen des Lebens, im geschichtlichen Werdenprozesse, im Leben des Volkes, des Staates, der Gesellschaft, der Wirtschaft, im ehelichen und Familienleben, in unserem Verhältnis zur Leiblichkeit vollzieht? Daß ich mich mit allem Ernst in alle Seiten dieses Lebens hineinstelle, um in ihnen die Spannungen zu erleben, genügt wirklich nicht. Ich muß die verborgene Linie sehen, die aus allen hindrängt auf die kommende Macht der großen Wandlung, damit ich mich durch sie ausrichten lassen und ihr gehorsam dienen kann. Denn die Spannungen sind nur das Anzeichen dafür, daß eine Siegesmacht der Zukunft heranzieht, die sich durchsetzen will. Der Blick auf den kommenden Christus gewinnt nur in dem Maße für mich Wirklichkeitskraft, als ich seine ziehende Macht spüre und ihr mich dienend beuge. Es ist ja auch nicht nur die „Schöpfungsordnung“, die es wiederherzustellen gilt, sondern es handelte sich um die Neuschöpfung, um eine neue Ordnung der Dinge, um den „zweiten Adam“. Der „neue Mensch“ ist beispielsweise im Neuen Testament

sehr anschaulich und konkret inhaltlich geschildert, obwohl er auch dort nirgends in der Vollendung zu finden ist.

Wir müssen uns freilich immer dessen bewußt bleiben, daß hier wirklich kein Programm aufzustellen ist, daß vielmehr alles nur ein Hinweis sein kann auf das, was werden will, was in immer neuen Forderungen richtend vor uns hintritt. Wir werden es immer wissen müssen, daß wir am „Anfang“ stehen. Wer aber von der Vollendung spricht, die das Evangelium verheißt, der muß auch ganz Ernst damit machen, daß es einen „Anfang“ gibt. Diesen Anfang ernst zu nehmen, ist freilich nicht die Aufgabe eines Buches, sondern des Geschlechts, das das Wort zu hören begonnen hat. Daß uns Stäblin den Ernst dieses Wortes verkündigt hat, dafür wollen wir ihm dankbar sein.

Auspruch:

An der Schwelle des Evangeliums.

Erwiderung auf Heitmanns Randbemerkungen zum Lüneburger Vortrag

Wer es unternimmt, die Weltanschauungsgrundlage unseres Bundes einer scharfen Kritik zu unterziehen, darf sich gewiß nicht wundern, wenn er von den alten Führern daraufhin nicht gerade mit Handschuhen angefaßt wird. Aber das darf er doch wohl erwarten, daß die Aussprache in einer Form geführt wird, die dem Ernst der Sache, um die es geht, entspricht. In dieser Erwartung hat mich der Beitrag Heitmanns — um zunächst einmal von der Sache selber abzusehen — wie ich offen bekennen muß, schwer enttäuscht. Seine Polemik ist leider in einer so unsachlichen Form gehalten, daß ich den ernstlichen Widerspruch dagegen nicht unterdrücken darf.

Um einige Beispiele zu nennen: Was soll ich mir dabei denken, daß Heitmann mir am Anfang seines Aufsatzes den „aufrichtigen Dank“ ausspricht für den „Dienst“, den ich (trotz allem) dem Bund mit meinem Vortrag geleistet hätte, wenn eben dieser Vortrag am Schluß mit einer Theologie in einen Topf geworfen wird, die nach Heitmanns Meinung „in ihrem Hochmut und in ihrer Unfruchtbarkeit die allgemeine Säulnis der Zeit lediglich (!) mit einer gewissen literarischen Pitanterie würzt.“ Wie soll ich unter diesen Umständen den „aufrichtigen Dank“ Heitmanns bewerten? Ein anderes: Was soll eigentlich diese ganze Gegenüberstellung von Clemens Schulz und Karwehl? Auf der einen Seite El. Schulz, „der durch eine schwere Jugend und im harten Kampf mit Sünde und Not gereifte Christ“, der „mitten in der Sprache und Wirklichkeit“ der Gegenwart lebte, — auf der anderen Seite Karwehl, der „Schrifttheologe“, der Mann mit dem „wohltemperierten theologischen System“, mit den „literarischen Wahrheiten, die man in der Studierstube fand“. Wäre es denn nicht möglich, daß auch das, was der „Schrifttheologe“ sagt, im Ringen mit den ganz konkreten Fragen des Lebens entstanden ist? Wer nein sagt, hat doch wohl sein Urteil zu beweisen und nicht nur zu behaupten, wie es hier geschieht. Weiter: Was soll man davon halten, wenn Heitmann ohne die leiseste Spur eines Beweises eine theologische Richtung, zu der doch auch allerhand Leute im Bunde sich bekennen, in aller Öffentlichkeit verächtlich macht, und das vor einem Forum, das in diesen Dingen doch gänzlich ohne Sachkenntnis ist? Ein Letztes: Dient es einer sachlichen Klärung der ernstesten

Lebensfragen für unseren Bund, wenn man seinem Partner den Vorwurf „unerhörter Oberflächlichkeit“ an den Kopf wirft, und wenn man im Tone höchster Geringschätzung spricht von dem „Etwas, was uns als Evangelium vorgelegt (!) wird, was die Zeichen einer in trüber Sumpfgärung befindlichen Übergangszeit nur zu deutlich (!) an der Stirn trägt“? Sollte nicht das Ernstnehmen des „Gegners“ unter allen Umständen erste Pflicht bei einem Gespräch sein, das ausgerechnet „an der Schwelle des Evangeliums“ geführt wird?

In bezug auf die Sache selber kann ich mich, da Heitmann das Wichtigste, meine Auffassung vom Evangelium, nicht einer sachlichen Kritik, sondern nur einer allgemeinen Abwertung unterzogen hat, auf den Punkt beschränken, dem er ausschließlich seine Aufmerksamkeit gewidmet hat, das ist die Bedeutung des Idealismus für uns. Heitmann behauptet — und damit verteidigt er die übliche Auffassung im Bunde —, jeder junge Mensch müsse „nach Gottes Schöpfungsordnung“ zunächst eine „Periode der Persönlichkeitsbildung, des Idealismus, der großen weltübergreifenden Ziele“ durchmachen, ehe er für das Evangelium reif werde. Ich halte diese Auffassung für grundfalsch. „Persönlichkeit“, „Charakter“ usw. sind die individualistischen Erziehungsideale des 19. Jahrhunderts, an den großen Gestalten der Geschichte gewonnene Abstraktionen, die als solche ihren Wert haben mögen, für die Erziehung aber absolut unbrauchbar sind. Hält man junge Menschen dazu an, sich als „charaktervolle Persönlichkeiten“ auszubilden, so nimmt man ihnen die Unbefangenheit, verleitet sie zur Selbstbespiegelung und zur Wichtigtuerei und entfremdet sie dem wirklichen Leben. Das Wesentliche des wirklichen Lebens ist ja die hier völlig außer acht gelassene Beziehung des Menschen zu Gott und zu seinen Mitmenschen. Die Wirklichkeitsfremdheit weiter Kreise der Jugendbewegung, ihr offenkundiges Versagen gegenüber den konkreten Aufgaben des Alltags ist gerade durch solche illusionäre Zielsetzungen mit hervorgerufen. Die Bibel und die Reformatoren wissen nichts von diesen oder ähnlichen Begriffen, aus guten Gründen. In der Reformationszeit gab es „Charaktere“, „Persönlichkeiten“, „ganze Männer und Frauen“, obwohl oder gerade weil man nicht davon redete, während man heute, wo alle Welt davon spricht, wahrhaft charaktervolle Menschen mit der Laterne suchen kann. Und erst recht wissen die Reformatoren nichts davon, daß man bei der Jugend mit „weltübergreifenden Zielen“ anfangen müsse. Im Gegenteil. Auf solche gilt es in ihrem Sinne gerade radikal zu verzichten, wenn man der Wirklichkeit treubleiben will. Der Mensch ist gar nicht in der Lage, sich solche Ziele zu stecken; die Voraussetzungen dafür sind nicht gegeben. Die Voraussetzungen dafür wären gegeben, wenn der Mensch frei wäre und über sich selbst verfügen könnte. Freiheit, Selbstbestimmung und schöpferische Kraft sind aber gerade die *W a h n* voraussetzungen des modernen, d. h. von der Beziehung zu Gott gelösten Denkens, das uns mit seiner Wirklichkeitsfremdheit in das gegenwärtige Kulturchaos gestürzt hat. Aus diesem Rausch und Wahn gilt es nun gründlich zu erwachen.

Die Reformatoren begannen — und damit berühre ich den Kernpunkt des Gegensatzes zwischen Heitmann und mir — in klarer Uebereinstimmung mit der Bibel „nach Gottes Schöpfungsordnung“ gerade nicht mit „Persönlichkeitsbildung, Idealismus und großen weltübergreifenden Zielen“, sondern mit der demütigen und stolzen Erkenntnis, daß der Mensch gebunden sei, gebunden an Gott. Das Wesen dieser Bindung suchten sie der Jugend zum Be-

wußte zu bringen, indem sie ihr zu allererst das Gesetz vor Augen stellten. Am Gesetz Gottes soll der Mensch erkennen, daß es für ihn noch etwas Ernsteres gibt als seinen subjektiven „Gewissensernst“, mag dieser so ernsthaft sein wie er will. Dieses noch Ernsteres ist die Tatsache, daß der Mensch jeden Augenblick seines Lebens unter dem Gericht Gottes steht. Weil das aber der Fall ist, soll er den „weltübergreifenden“, d. h. gen Himmel fahrenden Idealismus genau so ernstlich zu vermeiden suchen wie den ihn in der Hölle bettenden Materialismus. Beides sind Verfüße, Gott zu entrinnen, und Gott entrinnt man nicht. Vändigen soll der Mensch den stürmischen Drang seines Herzens nach oben und unten, sich abwenden von allen selbsterwählten Zielen, beachten die Grenzen, die ihm als dem von Gott abgefallenen Menschen gesetzt sind. Er soll als Mensch unter dem Gerichte Gottes nicht etwas Hohes und Ideales, sondern etwas ganz Nüchternes und „Triviales“ tun, nämlich Gott fürchten und in der Furcht Gottes die Ansprüche seines Nächsten berücksichtigen, die Eltern ehren, keusch und züchtig leben, das Eigentum des anderen achten, die Lüge meiden usw. So kann es denn auch kommen zu jenem echten, erneut an Gott gebundenen „Gewissensernst im Verantwortungsgesühl gegenüber der Alkoholnot oder der sexuellen Verwahrlosung oder der Volksnor“, den auflösen zu wollen mir selbstverständlich nicht einen Augenblick eingefallen ist.

Aus alledem dürfte der tiefgreifende Unterschied zwischen Idealismus und Gesetz klar geworden sein. Beim Gesetz handelt es sich nicht um menschliche Gewissensverpflichtungen und Lebensideale, sondern um göttliche Bindungen und Grenzsetzungen. Dieser Unterschied ist von Zeitmann überhaupt nicht beachtet. Die klare Erkenntnis dieses Sachverhaltes ist aber von entscheidender Bedeutung für die Beurteilung unserer Bundesvergangenheit wie auch für die Auffassung von unserer zukünftigen Marschrichtung. Wie man sich nun hier auch entscheiden mag — wollen wir den Reformatoren und ihrer an der Bibel gewonnenen Einsicht folgen, so ist nicht Persönlichkeitskultur und Charakterbildung, sondern die Furcht des Herrn der Anfang aller Weisheit, auch für die Jugend, ja gerade für sie. Im Ringen mit dem Gesetz Gottes, im Zerbrechen an ihm kann es dann dem Menschen als ein unsagbares Geheimnis aufgehen, wer Christus ist. Aber davon ist hier nicht weiter zu reden.

Zum Schluß noch eins: Zeitmann sagt am Ende seiner Ausführungen, auch der theologisch Ungeschulte werde meinen Darstellungen ansprechen, wie wenig darin von der herumwerfenden und emporreißenden Frohbotschaft, aber auch von dem wirklich konkreten und fordernden Bußernst des Johannes aufleuchte. Dagegen kann ich nun wirklich gar nichts sagen. Mein Vortrag war ein erster, tastender Versuch, das zu sagen, was an der Schwelle des Evangeliums gesagt werden muß. Der Unzulänglichkeit dieses Versuches bin ich mir wohl bewußt. Möchten uns in unserem Bunde Menschen geschenkt werden, die es uns anders, besser, verständlicher, vor allem mit prophetischer Wucht verkündigen können, worum es beim Evangelium geht. Das eine aber weiß ich ganz bestimmt, daß Bußernst und Frohbotschaft in unserem Bunde nur dann aufleuchten werden, wenn die Theologen in ihm sich mit Stolz „Schrifttheologen“ nennen, wie das auch ihre Väter in Zeiten lebendigen Glaubens getan haben, und wenn wir alle, Theologen und Laien, in unserer „schonungslosen Unbedürmertheit um die schriftgemäßen Gedankenführungen“ gründlich erschüttert sind.

Richard Karwehl.

Nachwort.

Das Zwiesgespräch zwischen Richard Karwehl und Ludwig Zeitmann hat eine Schärfe angenommen, die der sachlichen Aussprache nicht förderlich ist. Diese Schärfe bringt vielleicht manchen Lesern zum Bewußtsein, wie bitter ernst es beiden um das ist, was sie in diesem Kampf glauben sagen zu müssen; und sie macht es wahrscheinlich vielen Lesern erst recht undeutlich, um was dieser Kampf eigentlich geführt wird. Ich glaube nicht, daß wir die Aussprache in dieser Form, an diesem Ort fortführen dürfen. Nicht weil es sich um eine speziell theologische Frage handelte, die in dem eben begründeten Theologensrundbrief gehörte; es geht hier um die Grundlagen unserer ganzen Arbeit und um die Klarheit über den Weg unserer Jugendführung, also um eine Frage, die keiner von uns als eine ihn nicht berührende Sachfrage beiseite schieben kann; aber nun müssen erst viel mehr Glieder unseres Bundes befragen, was eigentlich zwischen Karwehl und Zeitmann verhandelt wird, müssen selbst darum ringen, in dieser Frage klar zu sehen, und dann mögen wir zur rechten Stunde diese Aussprache wieder aufnehmen, die allerdings das Wichtigste und Entscheidendste betrifft, was wir miteinander zu besprechen haben. Dieser Klärung wollen meine kurzen Bemerkungen als vorläufige Schlussbemerkungen dienen.

1. Karwehl und Zeitmann sind sich darüber einig, daß Gott in seiner Majestät alle selbstberliche menschliche Größe zerschlägt, daß diese Welt vergeht, und daß wir nur leben kraft des Neubeginns, den Gott in Christus in diese Welt eingesenkt hat, daß der Mensch an dem wahren Leben Anteil hat nur in der demütigen Beugung unter das göttliche Gericht, und daß der Glaube an die Rechtfertigung durch den Glauben der klassische Ausdruck dieser völlig veränderten Weltbetrachtung ist.

2. Karwehl und Zeitmann sind sich darüber einig, daß wir eben jetzt das Gericht Gottes über alle angemagte menschliche Größe mit besonderer Deutlichkeit erfahren und daß nur in der befreienden Wahrheit, die den Ausgangspunkt der Reformation bildete, auch das befreiende Wort für unsere Stunde beschlossen liegt; sie sind sich auch darin einig, daß Jugendbewegung und Jugendführung, wenn sie Ziel und Sinn haben sollen, letztlich in der Erkenntnis dieser Wahrheit münden müssen.

3. Aber auf welchem Wege erschließt sich der Jugend diese befreiende Erkenntnis? Ist es die erste und vornehmste Aufgabe der Jugend, sich zu charakterfesten Persönlichkeiten zu erziehen und erziehen zu lassen und mit dem Glauben an die eigene Kraft um die Gestaltung des Lebens aus der göttlichen Ordnung zu ringen? Oder muß der Jugend geflissentlich solcher „Idealismus“ zerschlagen werden, damit sie die Grenzen alles unter die Sünde gebeugten Menschenwesens kennen lerne und lerne, Gott die Ehre zu geben?

4. Zeitmann hat die Sorge, daß durch den Kampf gegen den „Idealismus“ eine notwendige Lebens- und Entwicklungsstufe übersprungen werden soll, und daß dann nicht die eigene Erfahrung des ringenden Menschen, sondern die solcher Erfahrung zuvorkommende Theorie von der Grenze der menschlichen Kraft redet. Karwehl dagegen hat die Sorge, daß die „weltübergreifenden Ziele“, die sich die Jugend stecken könnte, oder die ihr gesteckt werden könnten, den jugendlichen Menschen in einen Wahn verstricken, daß er gerade hierdurch versuche, Gott zu enttrinnen und sich seinem Gesetz und Gericht zu ent-

ziehen. — Muß notwendig, wer jene Scylla vermeiden will, dieser Charybdis verfallen?

5. Ist der Unterschied, auf den Karwehl so großen und entscheidenden Wert legt, der Unterschied zwischen Idealismus und Gesetz, wirklich klar geworden? Oder gibt es einen Idealismus, der eben darin besteht, um die Verwirklichung der in die Welt gelegten Gottesordnung gläubig zu ringen? Gibt es eine Beugung unter das Gericht Gottes, die eben aus der stärksten Anspannung der eigenen Kraft erwächst?

6. Ist das Ringen um Charakterfestigkeit notwendig an den Wahn der Freiheit und schöpferischen Kraft gebunden, oder ist dieses Ringen ein Weg, die Bindung an Gott und sein Gesetz zu erfahren?

7. Karwehl sagt, daß die Erziehungsideale „Persönlichkeit“, „Charakter“ für die Erziehung absolut unbrauchbar sind. Gilt das notwendig von jedem Ringen um „charaktervolle Persönlichkeit“, oder sind hier beide Worte auf einen bestimmten engen und schlechten Begriff beschränkt? Läßt sich auch der umgekehrte Satz rechtfertigen, daß das „Ideal“ der charaktervollen Persönlichkeit für die Erziehung unentbehrlich sei?

8. Welches Interesse ist das Entscheidende: die Uebereinstimmung mit der Reformation oder die Sorge um die lebendige Entwicklung junger Menschen? Woher kommt es, daß beides zu einem Gegensatz werden kann? Um was geht es eigentlich in einer Fehde zwischen zwei Männern, die beide danach fragen, was der Jugend „an der Schwelle des Evangeliums“ zu sagen ist?

Wilhelm Stählin.

Aus dem Bund.

Westerburg-Einweihung am 5. September 1926.

Dieses für den Bund so wichtige und freudige Ereignis soll auch in diesen Blättern nicht übergangen sein. Wir halten die Erinnerung daran fest mit den schlichten Worten des Baumeisters, mit denen er den erfüllten Auftrag zurückgab.

Liebe Freunde, Brüder und Schwestern!

Nun sind wir gemeinsam aus dem Kirchlein hier heraufgezogen vor die Burg. Wie wollen sie heute weihen und von ihr Besitz nehmen. Doch bevor wir das fertige Werk betrachten, sollten wir kurz überdenken, was alles dazu gehörte, um die Aufgabe so zu schaffen.

Es fällt kein fertiger Bau vom Himmel, und erst recht kommt eine alte verfallene Burg nicht von selbst auf den Gedanken, sich instandzusetzen. Was noch vor einem Jahre fast ein Trümmerhaufen war, ist aufgebaut; was noch vor einem Jahre kalt und bäßlich war, ist in ein frisches Farbenkleid gebracht. Die unwohnlichsten Räume sind wohnlich gemacht. Nehmt heute morgen als erstes ein Wort des Grußes von denen, die hier arbeiten durften.

Wir haben einen Auftrag von Euch erhalten und geben ihn nun zurück. Es soll Euch aus jedem Winkel und aus jedem Farbton ein Handwerkergruß entgegenklingen und Euch schlicht sagen, daß wir Bauleute voll Verantwortung und freudig unsere Arbeit taten. Wir standen hier an einem Werk, von dem jeder einzelne Handwerker wohl spürte, daß es ein Stück nur eines viel größeren Werkes ist. Wir süßten den Geist unseres Bundes, der schon vorher durch die Räume wehte. Er half uns zum Vollbringen!

Es ist eine schöne Aufgabe: aus dem Bund für den Bund zu schaffen!

So bitten wir: unsere Arbeit möge segnet sein und alle Dinge mögen uns sagen, daß sie entstanden sind im Dienst!

Kummer und Sorgen standen manchmal bei der Aufgabe, aber immer wieder hat die helle Freude gesiegt. — Heute grüßt uns die fertige Arbeit und voll Dankbarkeit treten wir hinter sie! —

So mag zum Schluß ein frischfröhlicher alter Zimmermannspruch die Freude dieser Stunde zeichnen:

Wir danken Gott, daß zu jeder Frist
Er hier bei uns gewesen ist,
So daß von den Handwertesgefallen allen
Kein einziger ist heruntergefallen.
Er bewahrt' auch weiter dieses Haus
Und alle, die drin geh'n ein und aus.
Und alle, die hier unten steh'n
Und an dem Hause satt sich seh'n.

Doch muß ich jetzt gleich dieses sagen:
Ich hörte schon über den Bau hier klagen:
Er sei zu groß, er sei zu klein!
Er sei zu arm, er sei zu fein!
Aber wer will bauen an der Straßen,
Der muß die Narren stadeln lassen;
Ditzeln und Dornen steden sehr,
Aber falsche Jungen noch viel mehr!

Und wem der Bau hier nicht gefällt,
Stell' selbst einen bessern in die Welt! Gerbard Langmaad.

Der Lehrgang für Musik und Spiel im Landheim Großbodungen.

Es gibt eines, wonach wir uns alle sehnen, die einen bewusster, die anderen mehr leise ahnend. — Dies ist es: daß die unselbige Zerissenheit unseres Lebens einmal heilen möchte, daß die Grenzen fallen möchten, welche die Verkehrtheit der Menschen ausgerichtet hat zwischen den Wirklichkeiten, die für uns das Leben sind. Daß diese Wirklichkeiten sich nicht mehr starr gegenüberstehen möchten wie fremde Welten, Außereres und Inneres, Arbeit und Feier, Ernst und Spiel, Gott und Welt, daß sie einmal harmonisch zusammenhängen in einem vollen Akkord, in einer großen, tiefen Einheit des Lebens, danach verlangt uns.

Und das war das Schöne und Wertvolle des Lehrganges, der uns zehn Tage lang im Großbodunger Landheim vereint hat, daß er uns Wege zur Einheit wies und etwas war wie ein Vorgeschmack des Lebens, das in dieser Einheit ruht.

Es kann nur einen Grundton geben, der alle Dinge zu einer vollkommenen Harmonie bindet — es kann nur die Wirklichkeit und das Wesen dessen sein, der Träger und Urgrund alles Lebens ist, Anfang und Ende, Schöpfer, Gott.

Und so ist denn die ehrfürchtige, betende Hinnneigung zu ihm der Grund gewesen, auf dem alles erwuchs, was uns in den Tagen des Lehrganges beglückte, Arbeit und Freude. Dafür, daß dieser Grundton in unserem Lehrgang so voll und rein erklang, sind wir dankbar, und wir danken auch den Menschen, die ihn uns erklingen ließen, obwohl wir wissen, daß sie sagen werden, sie selber seien nichts gewesen als Instrumente in der Hand eines anderen.

Die Kraft, aus der wir lebten, war wirksam, ohne daß man sie beständig beim Namen nannte oder wie ein Programm verkündete. Vielleicht ist das, was hier gesagt wird, in all den Tagen des Lehrganges nicht einmal so knapp und deutlich ausgesprochen worden wie jetzt, wo wir aus dem Erlebten die Summe ziehen und es gedanklich fassen möchten. Es ist uns auch nicht in jedem Augenblick bewußt gewesen. Aber gefühlt haben wir, daß der Ton, der früh in der Morgenandacht erklang in Lied, Verkündigung und Gebet, in der Arbeit des ganzen Tages fortshawang. Nie hatten wir es nur mit den Dingen zu tun, sondern immer zugleich mit dem, was hinter ihnen steht.

Und wo könnte uns die Macht einer höheren Wirklichkeit gewaltiger berühren als in der Musik, so wie sie sich uns in unserem Lehrgang offenbarte! — eine andere Musik als die, welche wir so gewöhnlich als „edles Bildungsgut und Lebensschmuck“ betreiben“.

Nein, diese Musik trieben wir nicht — sie trieb uns. Es ist gleichgültig, was wir gelernt, welche theoretischen Erkenntnisse wir gewonnen haben, wieviele Lieder, Chöre und Kanons wir beziffern können als greifbares Ergebnis unserer Arbeitsstunden. Daß die Musik uns ganz neu aufgegangen ist als eine ewige, gütige, göttliche Weisheit, ein Naturgeschehen mit großer, tiefbegründeter Gesetzmäßigkeit und in Tiefen, wohin nur unser Ahnen, nicht unser Verstand vordringen kann, sich innig berührend mit jeder anderen Lebenswirklichkeit, das ist der unschätzbare Gewinn dieser Tage. Bis an den Rand waren sie angefüllt mit Klängen aus alter Zeit, in der die

Menschen dem Wesenhaften noch so unendlich viel näher waren, als wir armen Verstandemenschen es heutzutage sein können. Wie beteten sie in den starken, frommen Sätzen ihrer Kirchenlieder! Wie unbekümmert, übermütig lachten und scherzten sie in ihrem Kanons und leichten Singweisen! Wie unmittelbar spricht zu uns aus dieser Musik der Geist einer Zeit, die noch in der Einheit lebte, der es nicht unwürdig schien, Gott in dem spielenden Wechselklang des Kanons zu preisen, deren reine, selige Klänge ihn aber auch da ganz deutlich preisen und erheben, wo sie doch nur leicht und heiter im Liebeslied die Süßigkeit dieses Erdenlebens besingen.

Zu diesem Paradies, das wir wohl in der ersten Ergriffenheit wehmütig das „verlorene“ nennen möchten, tat uns der Lehrgang eine Tür auf, durch eine neue, innige Berührung mit dem Wesen der Musik. Es wurde uns in unmittelbarer Anschauung mit einem Male klar, daß die weise Eigengesetzlichkeit der Tonwelt etwas ganz anderes ist als die armseligen Krüden und Stützen der Theorie, welche die Menschen heute nötig zu haben meinen, um diese Gesetzmäßigkeit zu fassen; daß Rhythmus etwas anderes, Höheres ist als die errechnete Einteilung der Takte, und das charakteristischste Eigenleben der Töne, ihre Verwandtschaft zueinander etwas anderes als die Lehre von den Tonarten. Und diese neue Erkenntnis weckt ungeahnte schöpferische Kräfte im eigenen Wesen. Sie gibt uns das Vertrauen zurück zu der Musik, die wir in uns selber tragen, und eine ganz leise, ferne Hoffnung entsteht in uns, als könnte einmal ein neues Geschlecht nach all den mühseligen Um- und Irrwegen der Verstehenskultur wieder dahin gelangen, wo die glücklichen Menschen der alten, starken, gottinnigen Musik standen — ohne es selber zu wissen.

Es war im Grunde dieselbe Weißeit in anderem Kleide, die uns auf dem Gebiete der Wortkunst begegnete, wenn wir ernste oder heitere Spiele lasen und übten. Auch hier berührt uns eine Ahnung von der ursprünglichen Einheit aller Lebenswirklichkeiten, wenn wir es erleben, wie das Wort nicht der zufällige, sondern in all seinen Klangformen der ganz wesentliche Ausdruck dessen ist, was es — rein gedanklich angesehen — sagen will. Nirgends vielleicht kommt uns die Enge und Unzulänglichkeit jener landläufigen Einteilung und Zerteilung des Lebens in Inneres und Äußeres stärker zum Bewußtsein als dann, wenn wir versuchen, unsere Sprache, diese vernachlässigte und geschändete Schwester der Musik, in ihre ursprüngliche Rechte wieder einzufügen. Dann erkennen wir, wie durch die liebevolle Pflege des rein Sprachlichen erst die Schätze wirklich gehoben werden, die unter der Hülle des Klanges als Inneres, als Sinn, im Worte ruhen. Es ist etwas ganz anderes, ob wir im nachlässigen Alltagsaton, und sei unsere denkende Erfassung des Inhaltes auch noch so ernst und tief, einen Psalm vorlesen, oder ob wir mit allem Ernste versuchen, den heiligen Worten auch rein klanglich und rhythmisch gerecht zu werden. Dann erst offenbart uns das uralte Frömmigkeitslied das tiefste Geheimnis seiner die Jahrtausende überdauernden Kraft. Bei unserem Chorsprechen der Psalmsprüche oder des Erzengelgesanges aus Goethes „Faust“ erkannten wir, wie immer beides am Werke sein muß: die tiefgesammelte und ehrfürchtige, denkende Vertiefung in den Sinn des Wortes und die bewußte, sorgliche Gestaltung seines äußeren Klanges, damit seine volle Kraft und Tiefe sich erschließt; und so ging uns die innere Einheit von Form und Gehalt als eigenes Erlebnis auf. Im Spiele dann gefiel sich die Gebärde wie durch inneren Zwang dem Worte hinzu, das unsäbig ist, durch seinen Klang allein den vollen Gehalt des Seelischen auszuschöpfen. Und die Gebärde steigert sich in Tanz und Reigen zu einem seligen Mitschwingen des ganzen Körpers. Mit allen Sinnen nimmt der bestellte Körper den Rhythmus der Töne auf und gestaltet ihn ganz unmittelbar zur bildhaftesten Vieldeutigkeit des Tanzes. So entstand im Lehrgang aus Beethovens Musik der fröhliche Reigen, den wir die „Bärenbräute“ nannten, und der eine immer neue Freude für Tanzende und Zuschauende war.

Auch die Gemeinschaft in unserem Kreise, der Menschen so verschiedener Art an Alter, Ausbildung, Stammeseigenart und persönlicher Begabung umschloß, hätte nicht so ungetrübt sein können, hätten wir nicht vom ersten Tage an fest auf dem einen Grunde gestanden, der für unseren Lehrgang das war, was mit der geballten Faust als unser „Fußboden“ im Liede vor uns hingestellt wurde. Daß auf diesem Boden beides so überreich erwuchs: der tiefste Ernst und die übermütigste Heiterkeit, das ist — vielleicht darf ich sagen uns allen — das schöne und unvergeßliche Erlebnis der Tage von Großbodungen im August 1926.

Anna Wolff, Stabe.

Werk und Aufgabe

Bildungsarbeit in unserem Bund.

Wenn ich von Bildungsarbeit in unserem Bunde spreche, dann nehme ich das Wort „Bildung“ nicht in seinem eigentlichen tiefen und umfassenden Sinn, in welchem es Formung und Gestaltung des Menschen überhaupt bedeutet, obwohl man sich bei allem Reden von Bildung diesen eigentlichen Begriff nicht lebendig genug vor Augen halten kann. Ich meine hier mit Bildung das, was man gewöhnlich unter diesem Worte versteht: Schulung des Geistes, Erziehung des Verstandes, Aneignung von Kenntnissen, die, wie man so schön sagt, zur allgemeinen Bildung gehören.

Auf unseren Bund angewandt lautet die Frage, die hier zur Beantwortung steht: Was geschieht in den Gruppen unseres Bundes, um das Bildungsgut unseres Volkes weiterzureichen an die Jugend im Bunde, was geschieht, um diese einzuführen in die brennenden Fragen der Gegenwart, und wie weit wird unser Bund seinen Gliedern zu einem Weg zur Erlangung einer vertieften, bereicherten Bildung?

Es gab eine Zeit in unserem Bunde, wo er es als seinen Stolz ansah, dem jungen Menschen ein Stück wertvolle Fortbildung für Beruf und Leben mitzugeben. Wenn nicht alle Zeichen trügen, hat die Welle der Jugendbewegung, die unseren Bund erfasst hat, diese Bemühungen weggespült. Der Jugendbewegung lag es nicht mehr an einer Uebermittlung festen Wissens, alles war ihr fragbar geworden, zuerst und vor allem anderen die eigene Stellung in der Welt. Alles Ringen, alles Kämpfen, soweit es sich nicht in der Ausgestaltung eines neuen Lebensstiles, neuer Formen der Freude und Geselligkeit erschöpfte, galt dieser Frage. Bildungsarbeit wurde, wo sie geschah, die Sache kleiner und kleinster Kreise, die sich um ein Buch scharfen oder den Zusammengang mit der Volkshochschule suchten.

Daß die religiöse Frage mit Entschiedenheit als die Kernfrage des Bundes erkannt wurde, ist vielleicht das wichtigste Erbe dieser Zeit.

Es kann aber doch kein Zweifel darüber bestehen, daß der Rückgang der Bildungsarbeit, den man bei der Beobachtung der L.V.-Blätter feststellen kann, notwendig zu einer Verengung der Bundesarbeit führen muß. Es ist auch ganz deutlich, daß hier und da schon ganz bewußt nach einer Neubelebung dieser Bildungsarbeit gestrebt wird. Ich brauche nur hinzuweisen auf die Lebensbilder der „Treue“ und auf die vielen Aufsätze in „Unser Bund“, die nach dieser Richtung weisen. Wie weit das aber in die Gruppen dringt, läßt sich nur schwer feststellen.

Soweit ich sehe, sind es die drei Gebiete der Geschichte, Dichtung und Heimatkunde, auf denen am planmäßigsten gearbeitet wird. „Hessenland“ und das „Badische Bundesblatt“ haben beide Vorschläge für geschichtliche Arbeit gebracht, wobei „Hessenland“ mehr an einen dem schulischen Unterricht verwandte Belehrung zu denken scheint, während Baden durch geschichtliche Erzählungen den geschichtlichen Sinn wecken will. Ohne Frage geben die schönen neuen Geschichtslehrbücher der letzten Jahre (Dinnow, Peters-Wegel, Kumscheller, Quellen-sammlungen bei Teubner, Diesterweg, Quelle & Meyer), vor

allem aber das Werk Walther Classens, neue wertvolle Möglichkeiten für eine lebendige Arbeit auf diesem Gebiet. Sehr zu begrüßen ist die Sitte, bei Landesverbands- oder Gauvesten nach Möglichkeit einen Vortrag über die Geschichte des Ortes oder seine großen Gestalten zu geben. Das wird, neben der eigenen, anschaulich gemachten Ortsgeschichte, der beste Weg zur Einführung in lebendige geschichtliche Anschauung bleiben.

Im engen Zusammenhang damit steht die Pflege des Heimatlichen in den L.V.-Blättern und durch sie in den Gruppen. Vor allem der Landesverband Thüringen hat hier durch Anregungen zu eigener volkstümlicher Arbeit und Beobachtung der Heimatliteratur versucht, bildend zu wirken (vgl. „Thüring“).

Die Beschäftigung mit der Dichtung erscheint im ganzen noch wenig planmäßig. Die verschiedenen L.V.-Blätter bringen neben der „Treue“ Aufsätze über einzelne Dichter, wobei Lienhard und Walther Fier besondere Beachtung finden. Wieweit in den Gruppen planmäßig gearbeitet wird, entzieht sich leider meiner Kenntnis. Mitten in die praktische Arbeit an der deutschen Sprache führt der sehr wertvolle Schrieb vom Schreiben ein, den das „Badische Bundesblatt“ brachte (12, 1925), ebenso der Aufsatz vom guten Buch („Ostland“ 2, 1926).

Soll die Bildungsarbeit in unserem Bunde eine feste Grundlage bekommen, so muß sie, nach bewußter Klärung der Frage, wieweit Bildungsarbeit im Rahmen unserer wesentlichsten Aufgabe, der religiösen, möglich und nötig ist, irgendwie die Wege gehen, welche die christlichen Heimvolkshochschulen suchen, auf welche der Bund im Westen mit Recht nachdrücklich hinweist, vor allem auf das neue, auch für unseren Bund wichtige Unternehmen auf dem Hainstein bei Eisenach. Sie wollen Stätten sein, wo junge Menschen unter reifen gebildeten Lehrern als Führer in die brennenden Lebensfragen eindringen und zu eigener Arbeit und innerer Festigkeit durchdringen wollen“ (Sept. 1925). Der Wunsch in der gleichen Nummer, daß auch die Älterenbünde mehr und mehr zu solcher Volkshochschularbeit würden, zeigt, daß ein Bedürfnis für solche Arbeit vorhanden ist in unseren Reihen. Die uns nahestehenden Christdeutschen haben aus der gleichen Erkenntnis heraus auf ihrer Jugendburg Hohensolms schon zwei Winter hindurch je dreimonatliche Volkshochschulkurse abwechselnd für Jungen und Mädchen gehalten, über welche die Volkshochschulnummer der „Christdeutschen Stimmen“ (11, 1926) interessant berichtet. Auch Lehrziele und Stundenpläne sind dort abgedruckt, wobei mir der Plan für die Einführung in die Gesellschaftskunde besonders glücklich zu sein scheint. Als letztes Ziel auch dieser Arbeit wird die lebendige bittende Gemeinde erschaut. Wer weiß, wie brennend die Frage der Durchdringung der Erziehung mit evangelischem Geiste gerade heute überall empfunden wird, der weiß auch, wie wichtig gerade solche ganz aus evangelischem Geist geborenen Versuche sein müssen.

Überhaupt muß man feststellen, daß gerade auf diesem Gebiete außerhalb unseres Bundes vielfach weit planvoller gearbeitet wird als in unseren Reihen. So ist der entscheidenden Besinnung, wieweit sich eine planmäßig aufgebaute Bildungsarbeit dem Kernziel der religiösen Bildung eingliedern läßt, ein recht wesentlicher Aufsatz von S. Schneider in der September/Oktober-Nummer 1925 vom „Sübrerdienst“ gewidmet. Das Gleichnis von den anvertrauten Pfunden zeigt dort den Weg dieser Eingliederung. Die Wichtigkeit von ordentlicher Arbeit im Gegensatz zu bloßer Spielerei wird stark betont. Die üblichen Vor-

tragsabende werden dabei nicht mit Unrecht mit einem großen Fragezeichen versehen. Daß ein Begriff für die Schwierigkeit geistiger Arbeit gewekt wird, erscheint als ein nicht unwichtiges Nebenziel. Vorgeschlagen wird, klein anzufangen, etwa in der Art der Fortbildungsschule. Die besten Kräfte am Ort sollen zur Hilfe herangezogen, vorher aber gründlich mit den Zielen des Bundes vertraut gemacht werden. Ein durchaus lesenswertes Bildungsprogramm wird beigefügt, der gleichfalls abgedruckte Jahresplan einer Gruppe geht allerdings im Gegensatz zu Schneiders Ausführungen mehr auf Unterhaltung als auf wirkliche Bildung aus. Wenn all diese Ausführungen auch jugendgepflegt und nicht jugendbewegte Gruppen voraussetzen, so werden sie doch auch für uns manche Anregung bringen, da sich doch auch in unseren Reihen die Erkenntnis durchsetzt, daß gerade die Jüngeren eine planvolle, zielbewußte Führung brauchen.

Auch die planvolle Arbeit, mit der man in der Arbeiterjugend immer wieder um das Bildungsproblem und das der Führerschulung ringt, sollte wohl beachtet werden. Zu dem Versuch, etwa eine Musterbibliothek für Jugendliche aufzustellen, sind bisher bei uns nur Ansätze vorhanden.

Wir arbeiten in unserem Bunde noch zu sehr nebeneinander. Ueberall werden Erfahrungen auf diesem Gebiete gesammelt, sie gehen aber der Allgemeinheit des Bundes verloren, weil sie nicht mitgeteilt werden. Die neue Einstellung unseres Bundes auf Jugendführung wird naturgemäß auch eine verstärkte Betonung der Bildungsarbeit mit sich bringen. Neben der grundsätzlichen Klärung der Aufgabe ist Mitteilung praktischer Erfahrungen das Wichtigste.

Wilhelm Stölten.

Gruppenarbeit.

In diesem Bericht über Gruppenarbeit soll es sich um zweierlei handeln: um einen Bericht über die Arbeit der „Gruppen“ und um einen Bericht über die „Arbeit“ der Gruppen, und zwar dabei jedesmal um einen Bericht über Geschehenes (Werk) und über Kommendes (Aufgabe).

I. „Gruppen“-Arbeit. Donndorf hat in Köln mitgeteilt, daß die Zahl der Gruppen, nicht aber der Mitglieder im Bund sich bedeutend vermehrt hat. Diese an und für sich betrübliche Tatsache suchte D. schmadhaft zu machen durch die beruhigende Mitteilung: Das Anwachsen der Gruppenzahl bei einem sich verhältnismäßig gleichbleibenden Mitgliederstand sei der Ausdruck einer anderen Art der Jugendführung, bei der die Massenvereine abgelöst seien durch kleine Kreise, wo die Arbeit bewußter und persönlicher gestaltet werden könne. Dem scheint aber nicht so zu sein. Ich habe vielmehr den Eindruck, daß die Gruppenzahl wächst, weil neue, uns bisher fremde Ortsgruppen hinzugekommen, die Mitgliederzahl aber bleibt, weil viele aus den zu uns gehörigen Ortsgruppen abwandern. Es müßte in der Statistik aus dem Steigen oder Fallen der Mitgliederzahlen der Ortsgruppen festzustellen sein, ob von diesem Abwandern in der Hauptsache die Massenvereine getroffen werden. Es wäre auch notwendig zu erfahren, ob das Abwandern bei Jungen- oder bei Mädchen-Gruppen stärker zu beobachten ist. Oder wandern gar Massenvereine ab und kommen nur kleine Gruppen zu? Ich meine, es werde in dieser ganzen Lage offenbar, daß die Organisation und die Methode unserer Gruppenarbeit sehr zu wünschen übrig läßt (sehr lesenswert ist ein Artikel in dem Blatt „Der Soz.

Arbeiterjugend-Führer“ 8/1926, in dem erörtert wird, daß nur eine organisierte Gruppe Gewähr auf Erfolg bietet, wobei sich in der letzten Schlußfolgerung freilich die einseitige Grundthese des Sozialismus nicht verbirgt: daß gute Verhältnisse gute Menschen schaffen und nicht umgekehrt) und, daß wir über tastende Versuche nicht hinausgekommen sind. Nur auf ein Viertel aller Ortsgruppen im Bund kommen Jungscharengruppen; da sind wir erst im Anfang. Die organisatorische Teilung einer Gesamtgruppe in Ältere, Mittelalter (nur vereinzelt), Jüngere, Jüngste wird meist für zweckmäßig und sinnvoll gehalten, scheitert aber vielerorts an der geringen Gesamtmitgliederzahl, wodurch auch wieder die Methode der Arbeit mit den verschiedensten Alters- bzw. Lebensstufen erschwert wird. Die gemischten Gruppen nehmen ab; es ist das als erfreuliches Zeichen für die Besinnung auf Mädchen- und Jungeneigenart und für den Drang nach Eigenleben zu buchen. Für sehr verheißungsvoll ist es anzusehen, wenn Landesverbände diesem Drang ihrer Gruppen nachgaben und in diesem Jahre Mädchentagungen neben den eingebürgerten Mädchenfreizeiten stattfanden („Thüring“ 4/1926 berichtet sehr fein und ausführl. über einen ersten Versuch). Es wäre zu wünschen, daß die Jungens, die im Zeltlager die Stätte jugenhafter Freizeit gefunden haben, nun den Mut zu besonderen Jungentagungen im Gau oder in Landesverbänden finden (geschieht in Baden). Je kleiner der Kreis (z. B. aus einem Gau), um so fruchtbarer ist es für die Gruppenarbeit. (Ueber Zeltlager berichten aus Erfahrung gut und ausführlich „Thüring“ 8/1926 und „Ostland“ 9/1926; in dem Sinne gilt es die Gruppe erziehen.) Reinhard Kusche berichtet („Sachsenbrief“ 4/1926) von der Organisation der Leipziger Jungenarbeit durch ein für alle gültiges Sähnleingesetz, wovon auch anderwärts zu lesen ist (z. B. in „Gralssucher“-Heften): 10—12jährige Jungens bilden unter einem 13jährigen als Führer ein Sähnlein mit besonderem Namen, Leitspruch, Wimpel usw. Er bemerkt zum Schluß selbst, daß solch Statut es nicht „macht“, wenn wir es nicht machen, soweit wir „es“ überhaupt „machen“ können. Bei einer solchen Lösung ist mir aber immer die Frage unbeantwortet geblieben: Bildet sich das Sähnlein (Vertrauen) oder wird es gebildet (Zwang)? Im ersten Falle heißt die Klippe: Sympathiegruppe, im zweiten: Zwangsgruppe. Aber wie macht man es denn? Die augenblickliche Antwort heißt sicher: wir wissen es nicht. Und die spätere: Vielleicht gibt es gar kein Rezept, welches die Not jugendlichen Zusammenseins in Gruppen mindert, daß, wo Jugend zusammen ist, sie aneinander leidet. Die jetzige Unsicherheit in der Organisation und der Methode der Gruppenarbeit ist aber auf die Dauer nicht zu ertragen. Es scheint mir bedenklich, daß neben dem erfreulichen Aufleben und Neuanfang von Freizeiten und Tagungen bestimmter Gruppen (Ältere, Mädchen, Jungen, erstmalig wohl jetzt auch Jungscharen, Führer usw.) von Jungführer- und Jungführerinnentagungen und Lehrgängen in den Landesverbänden fast nichts oder fast nichts mehr zu lesen ist. Wo sollen aber Jungführer für die Gruppenarbeit herkommen ohne planmäßige Schulung auch vom Bunde her? Zu empfehlen ist das Entsenden auf Volkshochschulen und ähnliches. In Schlesien haben wir gute Erfahrungen gemacht mit zum Jungführer Geeigneten, die in Sülsterwitz bei Breslau oder Habertsdorf waren (zu nennen ist da auch das Wohlfahrtspflegersseminar in Glesdorf bei Kostof).

II. Gruppen-„Arbeit“. Die Blätter geben Zeugnis von ernster Arbeit, so daß sogar manchmal über ein zu schwer für die von der Arbeit Uebermüdeten

oder für die des Denkens Ungewohnten geklagt wird. Die in den Gruppen geleistete Arbeit ist im allgemeinen mehr theoretisch sozial als praktisch sozial, mehr theoretisch religiös, christlich oder evangelisch, als praktisch religiös, christlich, evangelisch. So ist wohl von der „Durcharbeitung“ vieler sozialen, wirtschaftlichen, religiösen Fragen zu lesen, aber von praktischer Bodenreform z. B. nur einmal bei den Bitterfeldern (Sachsen-Anhalt 12/1920, Anfang einer B.J.-Siedlung), gar nichts von Jugendgerichtshilfe, Fürsorge für Gefährdete, Schutzaufsichten, Helferdienst im Kindergottesdienst, wenig von allgemeiner Kinderarbeit am Ort, wie etwa die Hasteder Gruppe von ihrer fröhlichen Arbeit an 100 Vorstadtkindern in „Zwischen Berg und Deich“ 1, 2/1920 berichtet und die Blexer und Einswarder (ebenda) von ihrem Kinderfest oder Kogenerauer von ihrem Schülerinnennachmittag mit Sang, Tanz und Spiel („Ostland“ 8/1920) — solch Dienst an den Kindern der Gemeinde, dann gibt es schon Jüngstengruppen von ganz alleine! —; schon mehr liest man vom Dienst der Jugend im Gottesdienst mit Schmuck des Altars und dem Lied aus jugendfrischem und frohem Herzen, bis hin zu dem einzigartigen Dienst von bündischen Singchören in selbstgestalteten musikalischen Feiers- und Weibestunden, wie sie etwa die Hindenburgler als einen „Trostgesang“ auf den Tod eines 16jährigen Freundes der Gemeinde dargeboten haben („Ostland“ 8/1920), wenig vom Singen bei Alten und Kranken der Gemeinde (doch vergleiche auch „Ostland“-Beilage 1); mehr ist schon zu lesen von Elternabenden, Mütterabenden usw., die in ihrer Wichtigkeit für harmonisches Verhältnis von Bund und Familie immer mehr erkannt und ausgewertet werden, auch von den ersten Versuchen Gefelliger Abende allein oder auch mit Angehörigen, wie in Hefen („Hefenland“ 1, 2/1920), wo die gewählte verantwortliche Kommission von sechs Leuten für die Gestaltung des Abends bei der ersten und einzigen Kommissionsitzung beschließt: 1. nicht die sechs Leute veranstalten den Abend, sondern der Bund; 2. deshalb kein Programm, das in Spieler und Zuschauer scheidet. Eine gewisse Komik fehlt der Nachricht einer Gruppe nicht: als Ausgleich für die Anstrengung des Singens hätten sie mit Turnen angefangen. Erfreulich sind die Wanderausfahrten von Sing- und Spielgruppen (auch abgesehen von dem vielfach wieder Sitte gewordenen Krippenspiel). Eine bessere Werbung für uns und unsere Art als mit dem Selbsterarbeiteten in Sang und Spiel einer Gruppe gibt es nicht. Das empfiehlt praktisch mehr als die Schriften des Bundes, die wir anderen zum Lesen geben. Der Wert des Bundes richtet sich nach dem Wert seiner Gruppen, nicht umgekehrt. — Wenn es wahr ist, daß gemeinsame Arbeit eine Gruppe erst recht bindet, so ist die Unruhe und Unstetigkeit vieler Gruppen oft nur das Zeichen, daß nicht ernst genug in die Tiefe und froh genug in die Weite gearbeitet wird.

Unsere Gruppenarbeit ist Erziehungsarbeit, darum ist sie in erster Linie sinnvoll und nicht zweckmäßig ihrem Wesen nach. Darin liegt der Maßstab für die Arbeit in unseren Gruppen. Gewiß brauchen wir auch Abende, wo man nicht um Geld — Mitglieder — Sympathie. Aber darin eben unterscheidet sich unsere Art von jener anderen Art von „Kinobetrieb“, der bei uns mehr und mehr aufgehört hat (lies dazu Noke: „Treue“ Oktober 1920), in jeder Woche ein beliebiger (!) Vortrag, wenn es nur ein Vortrag war; worüber, ist gleich. Das ist keine sinnvolle Gruppenarbeit. Die „Arbeit“ in unseren Gruppen, die wir meinen, ist — mit unserem besten Willen verbunden — sinnvoll gemeint. Wer selber im Rhythmus des Tages-, Wochen-,

Jahreslaufs und des Kirchenjahres steht (vgl. „Gottesjahr“ 1924, 1925, 1926 und manches aus den Heimatglockenjahrbüchern) und die Höhepunkte — Wendepunkte — Ruhepunkte darin zum Anlaß von frohem Fest und ernster Feier nimmt, der ist um Arbeit mit seiner Gruppe nicht verlegen. Dieser Einbau der Gruppenarbeit in den lebendigen Rhythmus des Zeitenwechsels ist noch kaum spürbar. Da liegt ungehoben unendlicher Reichtum für Arbeit der Gruppen. Wie wenig sind die Geburtstage unserer Jugendlichen eingebaut in das Leben der Gruppe; Tod und Beerdigung im Kreis des Bundes viel mehr und viel tiefer. A. M. Glaser erzählt im „Thüring“ 4/1926 von Versuchen, Mädchengeburtstage zu gestalten. Ich selber habe ein ganzes Jahr hindurch an meine Jugendlichen zum Geburtstag Stählins Konfirmationshefte (im Bärenreiter-Verlag erschienen) ausgegeben, die Lichtträgerin für die Mädchen, den Michael an die Jungen. Auf die Blätter habe ich in Zweifarbendruck einen besonderen Mädchen- und Jungensegen drucken lassen; nun grüßt schon längst in jedem Haus unsere Jungen und Mädchen ihr besonderer Segen (wer mehr darüber wissen, auch Blätter haben will, wende sich an mich). — Ist das Bilden der Kette beim Schlußlied des Gruppenabends feste Sitte? — Für die Aufnahme neuer Glieder müssen wir aus dem Geschäftsordnungsmäßigen zum Feiernmäßigen kommen. W. Kalbe schreibt ein paar andeutende Worte im „Thüring“ aus einer Gruppe des Landesverbandes: Kränze für die Mädchen, Bibelwort, ein Licht, das entzündet wird; zu vergleichen sind auch die einmal in der „Treue“ gebrachten Aufnahmeformen.

Stählin sagte mir nach den Aussprachen auf unserer vorjährigen schlesischen Aelterentagung: Das war ja der reine Religionsunterricht, den ich da abgehalten habe; war das recht so? Ich sagte: Ja. Ich meine, daß wir von der Art in unserer Gruppenarbeit eine ganze Portion gebrauchen können: Aussprache als Unterricht, Unterricht als Aussprache. Unterricht heißt doch: sich unter der Leitung von jemand unter etwas bzw. nach etwas richten lassen. Was uns also fehlt, sind nicht gedruckte Vorträge, die irgendwo gehalten sind, sondern gedruckte Skizzen von solchen Unterrichtsaussprachen mit Jugendlichen, die verständlicherweise erst nach der Aussprache getreulich mit Wegen, Nebenwegen, Holzwegen skizziert werden können (Stählins Skizzen eines evangelischen Religionsunterrichts in „Unser Bund“ bieten da Stoff, sind aber wohl auch mehr Vortragsskizzen). Anders ausgedrückt: mehr Einblick in verschiedene Arbeitsweisen, um lernen zu lassen! Dazu kommt ein Zweites: Die Gruppenführer müssen Kenntnis erlangen von Arbeitsstoff und Arbeitsweise anderer. Der Fragebogen des Ausschusses für Mädchenarbeit hat mit der Sammlung von Material aus Mädchenbünden einen Anfang gemacht. Wer macht daselbe für Jungenarbeit? Wer arbeitet das Material durch nach Stoff für Mädchen- und Jungenbünde, getrennt nach Altersstufen (Teilgruppen) und nach Stadt und Land? Ich unterstreiche den Vorschlag Koeses („Treue“, Oktober 1926): Rundbrief für Gruppenführer.

Im „Sübrerdienst“ 9, 10/1925 steht ein beachtenswerter Aufsatz über Bildungsarbeit der Gruppen. In ihm wird das wirkliche Niveau der „Bildungsarbeit“ vieler Jugendvereine in ehrlicher Kritik als Unterhaltung und Zeitvertreib gekennzeichnet. Das aber sei Zeitverschwendung. Recht so! Aber darüber darf uns z. B. das Wissen nicht verdunkelt werden, daß das Spielen zu einer notwendigen sinnvollen Art der Gruppenarbeit gehört, vor allem bei den Jüngeren. Darüber sagt sehr Treffendes ein anderer Artikel des „Sübrers-

dienst" (März/April 1926). Spielen ist eine Kunst, die will erarbeitet sein. Unsere Jugendlichen können nicht mehr spielen; wer verhilft seiner Gruppe wieder zur Freude am Spiel? Reversi, Laoca, Barbacanspiel, Flohhopfen, Einsiedler-, Becher-, Feder-, Fünfzehnerspiel, der Turm zu Hanoy, das Bohnenspiel und viele andere.

Die rechte Gruppenfrage ist — abgesehen von der Frage nach dem Vordanden sein geeigneter Jungführer — eine Zeitfrage des Führers und eine Zeitfrage unserer Jugendlichen. Beides erfordert Bescheidung im Arbeitsstoff und zwingt zu planvollem Arbeiten. So bietet Koesel („Treue", Oktober 1926) einen mehr bunten Arbeitsplan. Der „Führerdienst" 9, 10/1925 bringt ein einheitliches Bildungsprogramm über die Kultur der Gegenwart (für Älterengruppen und Stadtgruppen anregend). Lehrreich ist auch das Bildungsprogramm, das im „Führer" 3/1926 den Gruppen der sogenannten Arbeiterjugend vorgeschlagen wird mit seinen drei großen Abschnitten: Grundsätzliches aus Geschichte und Gegenwart; Jugend und Wirtschaft; Lebensreform, mit einer Menge von Unterteilen, die auch für uns gangbare Wege andeuten. Jungensgruppen, die sich den Sinn und die Technik des Pfadfindertums mit Zeltten usw. erarbeiten wollen, seien auf ein Arbeitsprogramm, das in „Auf der Spur" 3/1924 als ein Jungspäherlehrgang für ein Sommerhalbjahr mit seiner Stoff- und Zeiteinteilung abgedruckt ist, hingewiesen. — Eine wertvolle Anregung für Gruppenarbeit bietet die Verbandszeitschrift der katholischen Jugend- und Jungmännervereine Deutschlands „Der Jugendverein" 4, 5/1922. Es ist dort das Programm einer dreitägigen Arbeitstagung veröffentlicht, bei der jeder Vortrag in acht Gruppen unter bestimmten, schon vorher festgelegten Gesichtspunkten durch Aussprache fortgesetzt, vertieft und durchgearbeitet wurde. Dies Programm könnte eine lebendige Älterengruppe veranlassen, von unserem evangelischen Standpunkt sich einmal zu mühen 1. um den evangelischen Menschen, 2. den evangelischen Gemeinschaftsgedanken, 3. die evangelische Tat, wobei dann die Unterthemen der Aussprachen, die angegeben werden, zum tieferen Verständnis des Hauptthemas führen können.

In Weimar war im Juli eine Mädchentagung; „da war auch für eine gute Nähmaschine gesorgt"; es wurde an einem Tage nur geschneidert und in „praktischer Weise" über Kleiderfragen gehandelt. Kann das nur in Thüringen geschehen? — Gruppen, die basteln, schneiden usw., vor allem solche auf dem Lande, sollten nie vergessen eine Ausstellung ihrer Arbeiten zu machen; das macht Freude — spornt an und bringt, wenn man verkauft, Geld in die meist leere Kasse. — Ein Bund berichtet über einen Abend, wo jeder Postkarten mitbrachte, die er in der letzten Zeit erhalten hatte; welcher Schund wird da offenbar! Beispiel und Gegenbeispiel helfen dann bei der Geschmacksbildung in unseren Gruppen, die doch auch wesentlich zur Bildungsarbeit unserer Jugendlichen gehört. Eine Nädelgruppe hat sogar versucht, die Kleider, die die Nädel gerade trugen, zu kritisieren: jede mußte auf den Stuhl und dann ging's los. Wer in Liebe die Wahrheit sagen kann, der kann's nachmachen, und wer sich in Liebe die Wahrheit sagen lassen will, der kann mitmachen. Wo das nicht ist, lasse man es lieber. —

Die Geschäftsstelle des W. Baden hat 33 Filmstolichtbildreihen für ihre Gruppen und verleiht sie gegen Ertrag des Portos. Das ist nachahmenswert. Manche Gruppe oder mancher Führer hat Lichtbildreihen herumliegen; wer organisiert und zentralisiert nun? — Baden ist auch der einzige Landesverband,

der als Hilfsmittel für Gruppenarbeit im Rahmen des Landesverbandsblattes sowohl ein besonderes Jungscharenblatt als auch einen Abdruck des Treuebibel-lesezettels bietet.

Merkwürdig ist, daß Glieder einer Gruppe, die an einen anderen Ort mit V.D.J.-Gruppen verziehen, in der fremden Gruppe selten — meist gar nicht — einwurzeln. Das gibt zu denken! Betrüblich aber ist, daß von dem Band, das eine Gruppe wieder und wieder mit den auswärtigen Mitgliedern verbindet kann auf dem Wege des Rundbriefes, in den Blättern nichts zu spüren ist.

Gruppen müssen gemeinsame Arbeit haben; gemeinsame Arbeit bündet immer wieder zur Gruppe. Wer das weiß, der nimmt ganz ernst: Die „Gruppen“ und ihre „Arbeit“.
Hermann Stadrich, Hayнау (Schles.).

Ueber das Verhältnis der Geschlechter.

Es gab eine Zeit, in der die Blätter der Jugendbewegung reichliche Erörterungen über das Verhältnis der Geschlechter enthielten. Es ist davon ziemlich still geworden. Daß unsere Landesverbandsblätter kaum mehr Aufsätze und Aussprachen über dies unerschöpfliche Thema bringen, entspricht durchaus der Lage auch in anderen Bänden, die, sei es von Anfang an, sei es durch den Einbruch der Jugendbewegung, ein selbstverständliches Nebeneinander und Miteinander der beiden Geschlechter haben. Im großen und ganzen darf dies fast durchgängige Schweigen wohl richtig damit gedeutet werden, daß das Pendel, nachdem es aus dem einen Extrem einer unnatürlichen Trennung, die notwendigerweise erotische Ueberspannung und Lüstenheit als ihr Widerspiel zur Folge hat, in das andere Extrem einer hemmungslosen Kameradschaft der Geschlechter ausgeschlagen hatte, nun eine vernünftige Mitte erreicht hat. In der Tat scheint mir die Entwicklung, die auch

„unsere“ Bund „ist“, vorwiegend „beobachtet“, „abzuwägen“ und „sprachen“.

Es ist viel von den besonderen Aufgaben der Mädchenarbeit, neuerdings auch etwas von den besonderen Aufgaben der Burschenarbeit die Rede; man befinnt sich auf die besonderen Führungsaufgaben, die ein Bund wie der unsere den einzelnen Geschlechtern gegenüber hat, und hält es für selbstverständlich, daß Burschen und Mädchen in Singen und Spiel, bei Tagungen aller Art zusammenkommen; man hält es sogar unter Umständen für wünschenswert, daß auf größerer Fahrt Mädchen nicht allein sind, sondern von Buben als Helfern in der Arbeit, unter Umständen auch als Schutz begleitet werden, und wenn wir auch die Abnahme der gemischten Gruppen mit Freude beobachten, so fällt es uns doch gar nicht ein, sie etwa durch Bundesgesetze zu bekämpfen. Immer wieder muß freilich daran erinnert werden, daß dieses Zusammensein ganz starke Verpflichtungen in sich schließt. Es verliert sofort seine Schönheit und damit sein Recht, wenn es sich nicht mit starker Zucht verbindet, wenn nicht ein feiner Abstand peinlich gewahrt wird, und wenn nicht die Buben von allem Anfang an zu ritterlicher Rücksicht auf die Mädchen als selbstverständlicher Lebensform erzogen werden. Es ist wohl richtig („Die junge Nordmark“, 6/26), daß auf dieser Altersstufe das natürliche Auseinanderstreben der Geschlechter bewußt begünstigt, die ebenso natürliche Anziehung bewußt gehemmt werden soll. Wieviel Gedankenlosigkeit und, sagen wir einmal, Plumpheit hier noch, nein nicht nur „noch“, sondern

immer zu bekämpfen und zu überwinden ist, hat auch Köln gezeigt. — Auf der anderen Seite ist zu beobachten, daß die großen kirchlichen Verbände viel weniger als früher unsere Praxis angreifen, vielmehr selbst in steigendem Maße hier ungelöste Aufgaben für sich selber sehen. In der „Weiblichen Jugend“ ist gelegentlich von der Notwendigkeit und dem Recht gemeinsamer Zusammenkünfte und Feiern die Rede, und wenn ich recht berichtet bin, gibt es jetzt sogar in enger persönlicher Verbindung mit dem Verband für die evangelische weibliche Jugend gemischte Gruppen.

Bei vielen Erörterungen wird nicht genügend unterschieden, ob es sich um die erste oder die zweite Stufe der Jugendentwicklung handelt (wobei etwa das 17. Jahr als Grenze angenommen werden mag). Nur für die zweite Stufe gilt im allgemeinen die Beobachtung, daß die Erotik (die nicht nur, aber doch wesentlich in dem Verhältnis zu dem anderen Geschlecht sich auswirkt) eine notwendige und positiv zu wertende Lebensform der Jugend ist („Zwischen Berg und Reich“, Januar/Februar 26), daß der Junge, der sich um eines Mädchens willen seine Fingernägel putzt, wohl auch über diese Außerlichkeit hinaus unter einem heilsamen Einfluß der Mädchen oder des Mädchens steht, und daß die ganz persönlich erfahrene Verantwortung für einen Altersgenossen des anderen Geschlechts eine unschätzbare Hilfe der eigenen Reifung bedeuten kann. Es ist vollkommen richtig, was besonders in den Kreisen der Mädchenbibelkreise (MBK) als Grund für völlige Trennung betont worden ist, daß sich auf dieser Altersstufe auch das religiöse Leben fast unentwertbar mit erotischen Elementen vermengt; aber wenn man überhaupt an einen notwendigen Stufengang, auch des religiösen Lebens, glaubt, so wird man auch in dieser erotisch gefärbten Religiosität, deren Kennzeichen ein hochgesteigertes Lebensgefühl und starke Willensimpulse sind, nicht nur eine zu bekämpfende Verfälschung, sondern ein notwendiges Durchgangsstadium sehen; es ist interessant, daß diese Auffassung gelegentlich auch in den Jungmännerbänden durchbricht (vgl. Karl Rupisch, „Erotik und Seelsorge“, Sührerdienst, Januar/Februar 1926).

Eine sehr wesentliche Form der Lebensform ist immer wieder die rechte Anrede. Die Stimmen mehren sich, daß zwar das steife gesellschaftliche Sie auf dem Boden des Jugendbundes kaum erträglich, das schrankenlose Du zwischen reiferen Jugendlichen verschiedenen Geschlechts, vor allem auch Älteren des anderen Geschlechts gegenüber, weder schön noch gut sei. Die katholische Jugend hat sich das Ihr wirklich erobert. Ein Jungborner schreibt: „Ich muß als Junge mit den dunklen Gewalten ringen, ich muß seelisch leiden darob, und ich werde manchmal fallen. Das heißt, den Tatsachen der oft tiefen, seelischen Not ins Auge schauen. Und da ist das „Du“ einem manchen von uns gar oft etwas, was ihm die Augen trübt, was manchen blind macht“ (zitiert nach „Weibliche Jugend“, März 25). Mit sehr feinen und hehrzigenwerten Gründen empfiehlt auch Gustav Rauterberg in dem Älterencrundbrief für den Landesverband Niedersachsen (Dezember 25) die Anrede Ihr. Wer das erste Befremden über das Ungewohnte überwunden hat, empfindet dankbar das Ineinander von Abstand und Verbundenheit.

Wieder auf einer anderen Stufe, wenigstens zum Teil, liegen die noch wenig geklärten Fragen einer rechten Geselligkeit. Daß das Verlangen nach geselligem Verkehr so stark aufwacht, ist ein gutes Zeichen. Etwas sehr Außerliches zuerst: es will mir schon für die Jüngeren nicht gefallen, wenn immer

mit einem solchen romantischen Unterton von Jungens und „Mädeln“ (warum nicht Mädchen?) geredet wird; aber jedenfalls müssen wir uns angewöhnen, auch in der einfachen Selbstbezeichnung der anderen Altersstufe Rechnung zu tragen. Wichtiger ist, daß wir hier um neue Formen des Verkehrs einfach erst ringen müssen. Ich verweise auf das, was ich in „Schicksal und Sinn“ auf Seite 90 f. darüber geschrieben habe. Es kann von einem unberechenbaren Wert sein, wenn auf dem Boden unseres Bundes oder ihm nahestehender innerlich verbundener Kreise die werdenden Männer mit Ehefrauen und die Mädchen mit verheirateten Männern den rechten Ton des Verkehrs finden, der ebenso die Verbundenheit in einem Letzten wie die feine Grenze, die die Ehe auch um Bundesbruder und Bundeschwester zieht, zu ihrem Recht kommen läßt. Wer eine gründliche und feinsinnige Erörterung dieses ganzen Fragenkreises, der jenseits des Jugendbundes liegt, aber für die „Älteren“ brennend ist, durchdenken will, der lese im Märzheft 1925 des Kronacher Bundes die Aufsätze von Wilm Geyer über „Geschlecht und Gesellschaft“ und von Hermann Gumbel über das „Erotische“.

Die letzte und schwerste Frage, ob unsere Bünde eine Hilfe oder eine Erschwerung für den Weg zur Ehe bedeuten, lasse ich hier beiseite. Trotz allem, was dagegen gesagt werden kann: Wenn die Klage, die an verschiedenen Stellen aufbricht, im Recht ist, daß unsere Mädchen, zum Teil vielleicht auch unsere jungen Männer durch das Verhältnis der Geschlechter, wie es in unseren Jugendbünden sich gestaltet hat, schwerer als sonst zur Ehe kommen, dann ist hier doch im tiefsten Grunde etwas falsch. Aber ich will nicht mit dem Blick auf diese Möglichkeit schließen. Ich denke an ein Zusammensein mit 25 „Älteren“ aus unserem Bund, von denen 21 verheiratet oder verlobt waren; was ich dort über das Werden der neuen Familie, über Wohnung, Lebensstil und Geselligkeit der neuen Familie miterleben durfte, gehört zu dem Beglückendsten und Hoffnungsvollsten, was ich auf dem Boden unseres Bundes überhaupt kenne. Freilich hat der Abend mir zugleich bewußt gemacht, welche ganz neuen Fragen eben in diesen jungen Ehen und Familien aufwachsen und welche schwere Verantwortung wir gerade diesen Älteren aus unserem Bund gegenüber haben.

Wilhelm Stählin.

Das Singen im Bund.

1. Singen ist nicht alles, ist nicht endgültige Menschenbildung und Charaktererziehung; aber wir haben kein Bildungsmittel, das so den ganzen Menschen an Leib und Seele fordert und fördert, formt und bildet, erzieht und vertieft, reinigt und heiligt als wie das rechte Singen. Wo Menschen zusammen treten, miteinander ein Lied zu singen, da haben sie schon ein Teil Eigensucht und Eigenbrötlei überwinden müssen, da ist in ihnen entfacht ein Funke von Sehnsucht nach Gemeinschaft, Einordnung, Hingabe und Dienst an ein Werk. Wo das geistliche Lied nicht als historische Karität um seiner Form willen ästhetisch gewertet und genossen, sondern als Ausdruck eigener Haltung erkannt, erfüllt und geglaubt wird, wächst wesenhafte Frömmigkeit. Wo das Volklied eine Heimat hat, wird eine neue, frohe Geselligkeit als Ausdruck echter Volkverbundenheit. Wir haben im Lied ein geistiges Erbe neu zu erringen (Jahrbüchlein 1927).

2. Diese Grundeinstellung ist in vielen Bänden noch nicht durchgedrungen. Man singt wohl des öfteren, aber von einer Pflege und planmäßigen Führung ist in den W.-Bl. wenig zu erkennen. Man kann ganze Jahrgänge von W.-Bl. durchsehen einschließlich der Advents-, Weihnachts- und Osterhefte mit Berichten von Treffen, Lehrgängen, Tagungen, ohne einen Hinweis auf das Lied zu finden. Auch die „Treue“ schweigt sich fast ganz aus. Nur ab und zu kommt ein Hinweis von einem, dem die Singwoche die Aufgabe mürgegeben hat, für das Lied zu werben. Die übrigen Bemerkungen lassen erkennen, daß man singt um in Stimmung zu kommen, um einen Anfang oder einen anständigen Schluß zu haben, auch die Pausen werden des öfteren mit Liedern „ausgefüllt“; sogar die scheußliche Wendung tritt auf: Die Leute wurden mit „Gesangsvorträgen“ vorzüglich unterhalten. So singt man rein aus Zweckmäßigkeiten, zur Unterhaltung, zum Zeitvertreib. Diesem Wie entspricht auch das Was. Die Hymne „Schließt die Reihen“ spielt immer noch die größte Rolle; das ist um so bedenklicher, weil sich da der Inhalt manch einer tiefen Stunde an ein seichtes Lied hängt. Das wird aber nicht empfunden; ja einer meint sogar: „wie Hammerschläge dröhnen immer wieder die Worte: Wir sind Deutschlands Jugend“. Und ein anderer erzählt von der Rheinfahrt: „Siedeln, Klampfen und Flöten haben sich zusammengefunden, und erst leise, dann immer mächtiger werdend schwingt sich über die murrenden Wellen die Melodie vom Schiffer im sinkenden Kahn; alles stimmt plötzlich in jene wunderbar tiefe, jedes deutsche Herz ergreifende Melodie mit ein.“ Manchen Ruben ist mit solchem Stimmungsabrei doch zu viel zugemutet; sie ziehen am Sonntag Kantate „mit klingendem Spiel und „krachenden“ Liedern durchs Dörschen“. Das musikalisch und auch textlich „sentimentale“ Lied: „So nimm denn meine Hände“ wird erwähnt in Berichten von bündischen Hochzeiten und Taufen. Um hier gleich ein Positives einzuschalten: In unserer Gemeinde singt bei jeder Taufe (die Kirchentaufe im Gemeindegottesdienst ist rasch zur Sitte geworden) [„Unser Bund“ 12/25, S. 334] unsere Mädchengruppe, um die Taufe noch mehr als Feier hervorzuheben, das Lied:

Ach lieber Herr Jesus Christ,
Weil du ein Kind gewesen bist,
So gib auch diesem Kindelein
dein Gnad und auch den Segen dein.
Ach Jesus, Herr mein,
behüt dies Kindelein.

Ein gute Nacht und guten Tag
geh dir, der alle Ding vermag.
Hiermit sollst du gefegnet sein,
du herzliebtes Kindelein.
Ach Jesus, Herr mein,
behüt dies Kindelein.

(Sindensheimer Wälder 1928/26, Seite 46.)

3. Mittelmäßigkeit. Es läßt tief blicken, wenn sich noch im August 1926 in einem Landesverbandsblatt dieser Satz einschleicht: „Zum Schluß wurde noch ein Bundesfeuer angezündet, wozu ein lustiges Lied gesungen wurde, welches mit einem frohen Heil endete.“ Es wird schon stimmen, wenn es in der „Neuen Jugend“ 5/26 (B. K.) heißt: „Ich habe Gruppen aller Richtungen, vom W. V. bis zum B. K., von der A. J. bis zum B. J. Lieder von ergreifender Geschmaellosigkeit singen hören.“ Wir dürfen uns wirklich nichts einbilden. Aber wir stehen hier auch in unserem Bunde vor der Tatsache, daß durch die Volksfeste ein starker sentimentaler Zug geht, dem das Mittelmäßig-Sentimentale besonders liegt. Beispiel: Ich komme mit meiner Gruppe vom Gautag heim. Am nächsten Abend heißt es: Nun wollen wir aber auch das feine Lied lernen, wo es so heißt: und eine summt mir die Stelle: „Wir

sind Deutschlands Jugend ..“ und bewoget sich in freudiger Lockerheit ganz unbewußt im Schiebetanz. Wirklich, dazu verleitet die Weife. Das Lied: „Hatte meine Seele“ ist von dieser Sorte noch eins der besten; ich selber habe davon nicht viel. Da ist aber leztlich mein Schulkamerad dabheim im Dorf kurz vor der Hochzeit und Hofübernahme gestorben. Bei der Trauerfeier in der Kirche läßt der Pfarrer zum Schluß eben dieses Lied singen und bemerkt: es ist das Lieblingslied des Verstorbenen, es war sein Wunsch, daß es gesungen werde. Ich habe mich der Tränen nicht erwehrt, wie ich auf der Orgel das Lied intoniert habe, und selten habe ich einen so mächtigen Gesang in der Kirche dabheim gehört. Ich habe mir vorgenommen, in dieser Sache nie hart zu sein und weh zu tun und auch mit solchen Liedern zu dienen, wo es mit anderen nicht geht. Diese Frage bespricht auch Krämer im genannten Heft der „Neuen Jugend“. Er führt Steinhausen an: „Wir müssen den Mut zur Mittelmäßigkeit haben, wenn wir dienen wollen“ und fährt fort: „Wer dient, muß pädagogisch sein können; scheut euch nicht, auch einmal ein mittelmäßiges Lied zu singen, wenn ihr damit dienen könnt.“ Daß wir klar sehen: solche Fälle können eintreten bei Gemeindefeiern, beim Singen bei Alten und Kranken (Lieblingslied), man kann auch einmal der Sentimentalität und der Lust am „krachenden“ Lied ein Zugeständnis machen; aber im übrigen haben wir nicht zu befriedigen, sondern zu bilden; das Schlechte dominiert nur so lange, als nichts Besseres heimisch geworden ist. Sollte „Schließt die Reihen“ nicht durch „Wenn alle unter“ zu verdrängen sein?*)

4. Sicher nimmt das Singen im Bundesleben breiteren Raum ein, als es im Schrifttum zum Ausdruck kommt; aber eine planmäßige Schulung und ernstes Erarbeiten fehlt noch mancherorts. Führung ist nötig in doppelter Hinsicht: Schulung im „Technischen“ (Noten und Stimme) und Führung zu der inneren Einstellung, die das rechte Singen verlangt. Seit 1920 (Otto Roland), soweit kann ich es zurückverfolgen, bringt das Badische Bundesblatt „Gemeinsame Lieder“ für jeden Monat, meistens zwei, sehr oft ein geistliches und ein weltliches, Lieder, gemeinsam zu singen bei Tagungen und Lehrgängen. So hatten wir früher als sonstwo einen Stamm Lieder, und es war immer ein voller Gesang bei Zusammentreffen. Man erkannte früh die gemeinschaftsbildende Kraft des Liedes. Diesem Beispiel sind in diesem Jahre gefolgt Freistaat Sachsen und Niedersachsen; auch die „Christdeutschen Stimmen“ bringen solche regelmäßigen Vorschläge. Aber ein solcher Liedervorschlag erfüllt seinen Zweck nicht, wenn, wie es vorgekommen ist, für einen Monat als gemeinsames Lied vorgeschlagen wird: „Widels wedels“. Es ist klar, warum: es ist kein „gemeinsames Lied“; es ist völlig belanglos, ob dies Lied durch einen Bund durchgesungen wird. Der Vorschlag muß enthalten ein ernstes (geistlich oder weltlich) Kernlied, dazu eins für die Älteren, etwa von „Krieglein und Rosen“, und eins für die Jungscharen und Jüngeren, denen diese Lieder noch vorbehalten sind. Vor allem für die Festzeiten (Advent, Weihnachtsen, Ostern) sind erweiterte Vorschläge besonders für die besser geschulten Gruppen notwendig. Dazu muß kommen eine Anweisung zum Singen und zum Verstehen des Liedes, Nachweis der Melodie und des Satzes und wenn nötig eine Einführung in denselben.

5. In kurzen Strichen hier die Entwicklung des Singens in unserem badischen Landesverband. Der erste Schritt war eben der Vorschlag der gemein-

*) Ich hätte unseren Bund noch einmal so lieb, wenn das möglich wäre! W. St.

samen Lieder. 2. Schritt: Erweiterung dieses Vorschlages zur regelmäßig erscheinenden Musikzeitschrift, „Frau Musica“, benannt. Sie bedeutet Führung in jener doppelten Hinsicht, dazu Vorbereitung auf Tagungen und Singstreife. Auf das Ganze gesehen war sie die Anregung, daß das Leben, das in den Singgemeinden und Musikantengilden erblühte, in unseren Bünden Wurzel faßte. 3. Schritt: Eingliederung des Singens in unsere regelmäßigen Lehrgänge in Salkau und Eberbach. Täglich 2—3 Chorstunden, verbindlich für alle, genau wie die Vorträge; Arbeit im Sinne der Singwochen, soweit das im Rahmen des Lehrganges möglich ist. Dazu ein Feiertag, der dem Lied gehört. (Hierzu Badisches Bundesblatt 10/25 und 10/26.) 4. Schritt: Die Singfreizeiten: Silvester 1925 in der Afschenhütte, Pfingsten 1926 in Haslach. Sie bedeuten Führung und Schulung für die Singführer der Bünde und derer, die sich für das Singen verantwortlich wissen. Arbeitsgebiet: Volkslied und Choral, Besprechungen: „Wie und was wir singen“, „Unsere Musikaufgabe als evangelische Jugend“. Diese Singfreizeiten ergänzen und vertiefen die Arbeit der Lehrgänge und pflegen die Anregungen, die von den Singwochen kommen. Sie zählen für viele zu den wertvollsten Erlebnissen im Bund, nicht allein an stimmlicher Schulung, sondern auch an innerem Vorwärtkommen. Sie sollen ständige Einrichtung werden wie unsere Lehrgänge. Der 5. Schritt wird sein: In der Osterwoche eine Singwoche im Hagenschloß bei Pforzheim, von Walthar Hensel oder Ernst Schieber geleitet. Ob sie wie in Thüringen, wo sie vom Volksdienst der Landeskirche veranstaltet und vom Landesjugendpfarrer, Bundesbruder Baudert, geleitet war, allgemein als evangelische Jugend Singwoche aufgezogen werden wird, steht noch dahin. Sie wird uns Vorbereitung auf das geistliche Abendingen sein, das auf dem kommenden Landesverbandesfest in Karlsruhe den Samstagabend beschließen soll, das von den Bünden verlangt wurde, an dem nicht nur die ansässige Ortsgruppe, sondern möglichst viele Singgruppen beteiligt werden sollen. Was das für die Singarbeit im Landesverband bedeuten kann, rechtfertigt die Menge der Arbeit, die auch von den Singführern geleistet werden muß.

6. Singwochen werden nötig; man merkt es aus den Schriften, wie hin und wieder die Singwoche einem den Auftrag mitgegeben hat, für das Lied zu wirken und ihm zu dienen. Wir brauchen zweierlei: Wir brauchen besondere Singwochen für unseren eigenen Kreis, in denen die Anregungen der neuen Singbewegung für die besonderen Bedürfnisse unseres Bundes ausgemünzt werden. Solche Lehrgänge für Musik und Spiel haben Tenninger und Scheidler — abgesehen von Singwochen in kleinerem Rahmen — voriges Jahr und heuer in Großbodungen gehalten. Während die vorjährige auch unter mangelnder Teilnahme gelitten hat, sind von den heurigen starke Anregungen ausgegangen. Die Verbindung mit dem Spiel (unter R. Ohlendorfs Leitung) erwies sich als fruchtbar; vgl. den Bericht in der November-, „Treue“. und „Unser Bund“ 12/26. Daneben sollen wir die Verbindung mit der umfassenden Singbewegung pflegen und dankbar das Rüstzeug gebrauchen, das dort geboten wird auf den Singwochen und im Schrifttum. „Ich weiß euch keinen besseren Rat als: Gehet auf die Singwochen.“ (Baudert im „Thüring“.) Es ist nicht damit getan, mit ein paar Aufträgen das „notwendige“ musikalische Wissen zu vermitteln, wie im „Hessenland“ einer fragt. Unser Bund ist kein Kolonialwarenladen, alle Bedürfnisse zu befriedigen, und unsere Leute dürfen nicht immer warten, bis der Bund die gekochte Mahl-

zeit auf den Tisch stellt; darum wird immer hingewiesen auf die grundlegende Arbeit in den Gilden und Singgemeinden. Von ihnen müssen wir das Technisch-Sachlich-Musikalische übernehmen und dürfen ihnen, wenn wir wirklich schon so weit sind, mit der inneren Haltung, der Hingabe und des Dienens am Ewigen danken, und so wäre es dann unsere Aufgabe, zu sorgen, daß unser Singen kein Dilettantentum bleibe, und bei den Musikantengilden und Singgemeinden die Musik keine tote „Sachangelegenheit“ wird (siehe „Hessensland“ 6/26). Zu den Singwochen selbst: Es scheint, daß die Hensel-Singwochen am besten der Art unseres Bundes entsprechen. Das Gesicht dieser Wochen (Umgang, Geselligkeit, Morgenfeier, Tischgebiet) ist im Sinne unseres Bundes im wesentlichen von unserem Bundesbruder Karl Vötterle geformt worden. Die Arbeit gründet sich auf Volkslied und Choral; sie ist bewußte Arbeit am Volke, streng sachlich musikalische Arbeit und innere Bereitung und Dienst an der Musik. Von dem Kreis um Fritz Jöde hat man den Eindruck, daß er nicht mehr in solcher Breite ins Volk wirkt, in den eigenen Kreisen intensiv nach technischer und innerer Reife strebt, allzu rasch aber den Anschluss an die Sachmusik sucht auf Kosten der Volksliedarbeit am Volk und somit vernachlässigt, was in Jödes Schriften wir so dankbar gelernt haben (Musik und Volk). Dankbar sind wir für die fruchtbaren musikalisch-pädagogischen Anregungen, die nicht nur in Schulen, sondern auch in unserm Bunde verwertet werden sollten.

7. Singstreite sind die Höhepunkte im musikalischen Leben der Landesverbände, sie geben ein getreueres Bild von der Arbeit als der Singstreit auf der Bundestagung, weil hier die Singgruppen geschlossener auftreten können (Berichte von Singstreiten im „Ostland“ und „Thüring“). So stand auch unser Singstreit in Freiburg (August 1925) über dem in Köln. In Schlesien wird das auch so sein. Hier kurz, was wir uns dabei erarbeitet haben: Hinweis ein halbes Jahr vorher, letzte Anmeldefrist einen Monat vor der Tagung. Vor der Tagung Bestimmung der drei Merker. Für jeden ist ein Heft angelegt, auf je einem Blatt steht Gruppe und Lied, darunter die Wertungspunkte: 1. Weise und Satz (Liedwahl), 2. Reinheit, 3. Gestaltung (was falsch gesagt ist mit Auffassung und Vortrag), 4. Aussprache und Atmung. Höchste erreichbare Punktzahl für jeden Wertungspunkt war 10. Die drei Wertungsergebnisse zusammengezählt ergab die Punktzahl. Die Sätze wurden vor der Tagung bei einer Zusammenkunft der drei Merker gemeinsam gewertet. Dieses Vorgehen bildet eine Möglichkeit, eine Reihe von Liedern in unmittelbarer Reihenfolge einigermaßen gerecht zu werten, sie findet auch die Anerkennung der Singgruppen, weil Vergleiche möglich, die Unterschiede „nachweisbar“, und die Sänger von einer gründlichen, aufrichtigen Wertung überzeugt sind. Zweckmäßig erscheint die Bildung von zwei Klassen: Stadtbünde und Dorfbünde. Auf Landesverbandstagungen und auch auf Gautagungen sollte ein Wertungssingen, zum mindesten aber ein Vorfingen und das gemeinsame Singen im Sinne festlichen Arbeitens nicht mehr fehlen.

8. Vom Dienst an der Gemeinde ist nun ganz wenig zu merken. Einzig das „Ostland“ 8/26 bringt die Folge eines Abendsingens, das zu einem Trostsingen umgestaltet wird für die Angehörigen eines Jungen, der als Zuschauer beim Maifpiel ertrunken ist. Die Folge gibt Zeugnis von der hervorragenden Schulung dieser Gruppe und ist ein Beweis, wie unsere Bünde zu Singgemeinden und damit mehr als Singgemeinden werden können (wie

andererseits Singgemeinden sich unserem Bunde anschließen, wie in Berlin-Brandenburg). Dieser Trostgesang bedeutete die Lösung starker Spannungen zwischen der Gruppe und dem Kantor; während die Gruppe vorher schweren Herzens überhaupt nicht mehr in der Kirche gesungen hatte, freut sie sich jetzt der wieder ermöglichten Zusammenarbeit. Ich habe bereits unser Tauffingen erwähnt; wir waren auch etliche Male in benachbarten Diasporagemeinden; das bedeutet zugleich für eine Gruppe den notwendigen „Augendienst“. Bei Tagungen wird es Sitte, in Kranenhäusern und Waisenhäusern zu singen. Auch hier bedeutet Anregung und Führung sehr viel. — In Baden besteht mancherorts die Spannung: Singgruppe—Kirchenchor; gewiß ist das auch in den Gemeindebünden anderer Landesverbände der Fall. Was für Lösungen wurden gefunden? Grundsätzlich wohl: Die Jüngeren werden in den Singgruppen und Bünden „erzogen“; den Älteren aber ist es Aufgabe und Dienst, in den Kirchenhören zu singen, vertiefend zu wirken an der Liedwahl, an Haltung und Geselligkeit. Sie dürfen sich nicht begnügen, weil es so schön ist, einzig in den Singgruppen sitzen zu bleiben.

9. **Ausblick auf andere Bünde.** Stark nach außen und innen hat das Buchheft („Unser Bund“ 9/25) gewirkt. Teile daraus wurden nachgedruckt in der „Musikantengilde“ 1/25 und in der „Heiligen Ostmark“. Ich wurde aufgefordert, in das Singheft der „Neuen Jugend“ (B.A.) 5/26 zu schreiben (siehe Mai-„Treue“ 1926); auf Grund des Buchheftes wurde ich eingeladen, bei der Singwoche der Christdeutschen auf Hohensolms mitzuhelfen. Ich mußte aber absagen. (Bericht dieser Singwoche in den „Christdeutschen Stimmen“ 14/26.) Auch der „Ruf“ (C.V.J.M.) hat Hefte herausgebracht mit dem Leitgedanken: Unser Lied. Auch hier gewinnt der starke Choral und das alte Volklied an Boden gegenüber den süßlichen angelsächsischen Weisen („Ruf“ 2/25: Was können wir von der Wandervogelmusik lernen?) „Lagt einmal ein Jahr lang eure Bundes- und Reichsliederbücher zu und singt aus dem Gesangbuch jeden Monat einen Choral“ („Ruf“ 5/26). Werbendes Lied heißt hier meistens der Grundgedanke. Beispiel: Tagung der evangelischen Jugendverbände in Rudolstadt 1922. Neben uns verläßt die U.J. sehr geräuschvoll ihr Lokal. Ein Führer des C.V.J.M. steht auf: „Brüder, ihr hört die Gottlosen; wir wollen ein Bekenntnis unseres Glaubens ablegen.“ „Ich weiß, an wen ich glaube“ stimmt er an. Aber auch andere Stimmen werden laut: „Triffst uns auch Spott, treu unserm Gott“, das gehört ins Dorf, in den Bahnwagen, wo Menschen sind, vor denen ihr Zeugnis ablegen sollt (?), nicht aber als Marschlied auf die Straße. „Macht eure Bekenntnislieder nicht zum Singfang“ („Ruf“ 5/26).

10. **Musik.** Etwas Einzigartiges hat der C.V.J.M. in seinen Posaunenhören; da sollten wir lernen. Nicht, wie man 1000 Posaunen in dreistündiger Arbeit abstimmt, um einen Massenchor zu haben; aber festliche Weisen vom Turm zu blasen, das sollten wir können. „Wach' auf!“ (Bärenreiter-Verlag) bringt seine Säge dafür. Die Musik liegt noch mehr als das Singen im argen. Da wird noch sehr gesündigt. Nicht alle Pausen müssen mit Musik „ausgefüllt“ werden. Grundsatz: Nur Stücke werden gespielt, die nach der Vorschrift des Originals besetzt werden können, also keine Bearbeitungen von Opern und Symphonien, wo alle möglichen Stimmen dem guten Noß Klavier aufgeladen werden; statt dessen nehme man die Musik, die für solche kleinen Kreise geschrieben ist: Kammermusik (Totenliteratur im Bärenreiter-Ver-

lag und bei Kallmeyer in Wolfenbüttel, angezeigt immer wieder in „Unser Bund“). Auch in der Klaviermusik ist der Schund noch massenhaft dabei; auch hier ist Führung nötig; keiner von uns darf noch Musikschund spielen (siehe Kallmeyers Verlagsverzeichnis).

11. Was ist zu tun? Das neue Totenliederbuch anschaffen; nach ihm richtet sich die Arbeit. Wie einen Turnwart, so haben die Landesverbände einen Singwart zu bestellen, der die Musikede im L.V.-Blatt bearbeitet, wenn möglich die Gruppen besucht, die Sache des Singens betreibt und auf Lehrgängen und Tagungen das Singen in die Hand nimmt. (Schon in Gotha gab Menninger diese Weisung; es wird Zeit, daß alle Landesverbände darnach handeln.) An jedem Bundabend ist für alle eine halbe Stunde Singen, alle sechs bis sieben Wochen ein reiner Singabend, vor Festzeiten alle Woche, bei dem sich vor allem die besondere Singgruppe, wo sie besteht, mit dem Bund vereinigt und den Abend mit ihm gestaltet. Die oberste Singleitung gibt für das Jahr einen für alle L.V. verbindlichen Liedvorschlag von 25 Liedern heraus, die Singmeister sind verantwortlich, daß der Vorschlag keine tote Forderung bleibt. Die Führung, die in diesem Jahr deutlicher hervortreten soll, muß weitergegeben werden in die Bünde. Wenn wir so zwei Jahre planmäßig arbeiten, wird es in Eberwalde besser klingen als in Köln. Aber es geht beim Singen um mehr: Daß wir ein köstliches Erbe neu erringen, das uns und unser Volk segnen will. Jörg Erb.

Buch und Bild, -----

Arme dem
in diesem
die beiden
religiösen Mo-
Betrachtung
ins Dichter
trert ist. Im
e Einschlag
wird man-
Freude sein.
nigen Verse
dem Buch

unseres Bun-
3 die beiden
Bewegung,
das Got-
entstammen.
n. St.

7, heraus-
Greifen,
M. Sein
das menschen-
wert, Taufe,
stieg, Alter,
spät einge-
angezeigt.
betont zu
aus der
des heraus-

Kalender gibt es heute wenig mehr, nur noch Kellereibücher für diesen oder jenen Gegenstand. Kalender sind die Bücher des Volkes; aus Verantwortung und Liebe zu ihm müssen sie geschrieben sein. Aufs Ganze müssen sie geben, zum Herzen sprechen, darum müssen sie die bildhafte Sprache des Volkes sprechen. Von Hebel hätten die Kalenderschreiber heuer lernen sollen. An Kalendern liegen uns vor:

Heimatglockenjahrbuch 1927, herausgegeben von Walter Kalbe im Votischastverlag in Dresden.

Zum 7. Male kommt das Heimatglockenjahrbuch zu uns. Es ist uns nicht fremd. Walter Kalbe, der Herausgeber unserer Treue, hat auch diesmal zur Fahrt gerüstet, zusammen mit einem kleinen Reise Thüringer Pfarrer. Und auch äußerlich ist es das alte geblieben. Es müht sich nicht um breite Massen. Es ist ihm genug, seinen Leserkreis zu finden, und sei er auch noch so klein. Was dem Büchlein auch diesmal den eigenen Wert gibt, ist die ursprüngliche, religiöse Kraft, die bei aller Verbundenheit mit der Erde doch in allem das Ewige sucht. Es ist in dem Büchlein ein schönes Bild: Zwei Tannen wachsen dunkel und breit aus der Blumenbedeckten

Erde und breiten die dunklen Lichte entgegen. So ist alles Buch. Am stärksten spricht die größte Kraft aus in den den einmütigen begehrtigen gebetartigen, deren schöne Sprache oft rithmische hinein geistig übrigen ist der anthroposophisch im Buche unverkennbar. Erhem ein Anstoß, anderen eine Schöne Holzschmitte und die in einer jungen Dichterin geben noch einen besonderen Reiz.

Es bedeutet den Reichtum un- des, an lebendigen Kräften, da Jahrbücher lebendiger religiöser das Heimatglockenjahrbuch und teosjahr, beide seinen Reichen Dafür sollten wir dankbar sein

Das Gottesjahr 1927 gegeben von Wilhelm Stäbli Verlag in Rudolstadt, geb. 3 Gedankenkreis umfaßt die einmal liche Leben überhaupt: von Ge- Kindheit, Reife, Lebenshöhe, Ab- Grab und Tod. — Weil so- gangen, hiermit nur rein stofflich. Es braucht ja auch hier nicht werden, daß das Gottesjahr inneren Haltung unseres Bun-

wächst und damit unserm Bunde etwas zu sagen hat. Wer es noch nicht kennt, der prüfe es nun. J. E.

Der **Neuwerk-Kalender 1927**, 80 S., 90 Pf. Neuwerkverlag, Habertshof, Schlüchtern. Im Neuen darauf angetan, zerlesen zu werden. Inhaltlich an die geistig aufstrebende Arbeiterschaft gerichtet, darum: Volkstum und Christentum, Kirche und Proletariat, Volksgemeinschaft. Inhaltlich gut und auch für uns wertvoll, sprachlich für einen Volkskalender noch schwer. Eingestreut sind Erzählungen und Bilder und wertvolle Anekdoten. Der Kalender treibt eine Aufgabe, die auch die unsere ist: Das Evangelium lebendig werden zu lassen im werktätigen Volk. Darum, wo die Umstände danach sind, bestit ihm.

Lebensborn 1927, ein Jahrbücher für innere Erneuerung, herausgegeben von Wilibald Ulbricht, Verlag Wilhelm Limpert, Dresden, 160 S., etwa 1 RM. Die geradlinige Fortsetzung des Gesundheitsbrunnens nach Form, Inhalt und Ausstattung. Damit ist er besprochen und empfohlen. Reich bebildert, mit vielseitigen Anregungen ist er ein Wegweiser, vor allem auch wegen des Buchgutes, auf das er hinweist. Um aber lebensgestaltend zu sein, muß er freimütig die tiefste Quelle, die Religion, sich erschließen, dann ist es auch „unser“ Buch.

Dürer-Kalender 1927, 110 Bildblätter mit Text auf der Rückseite, 3 RM. Unter den Abreißkalendern wohl der wertvollste und einzigartig in der Weite seines Blickes und in der Innerlichkeit der Einstellung. Die Bilder diesmal noch wertvoller, weil sie weniger das Technische als das „Inhaltliche“ berücksichtigen und darum dem Laien mehr zugänglich gemacht sind.

Deutsches Wandern, ein Wochenabreißkalender, Wilh. Limpert, Verlag, Dresden, 2 RM. Auf 68 Blättern mit sehr guten Naturaufnahmen gibt er einen tiefen Einblick in das große Werk der D. J. S. und ist geeignet, ihm neue Freunde zu gewinnen.

Freudenborn 1927, ebenda, bearbeitet von Ulbricht; im Sinne des Lebensbornes geleitet, ist hier für die 12- bis 14-jährigen nicht so gut erreicht, was der Lebensborn für die Älteren darstellt. Für 26 Pfg. aber sehr preiswert und eine wertvolle Gabe an die Jungstaren, zumal er das Kapitel „Sahrt“ bevorzugt behandelt.

Martin Gerhardt, Der junge Widern. Agentur des Raubens Hauses, Hamburg, 1926. 298 S. 6,00 RM.

Johann Hinrich Widern kennen zu lernen und seine der Einsicht seiner Tage weit voraus eilenden Forderungen für die Arbeit der evangelischen Kirche zu lesen, ist für jeden notwendig, der wirklich wissen will, was die soziale Aufgabe des evangelischen Christentums ist. Es ist immer reizvoll, in die innere Entwicklung eines ernsthaft bedeutenden Menschen einen Blick tun zu dürfen. Nun existieren von Widern Jugendtagebücher aus den Jahren 1826, 1827, 1828, 1831, von seinem 18. bis 23. Lebensjahr; diese Jugendtagebücher sind bisher zwar literarisch ausgewertet, aber nur teilweise veröffentlicht worden und werden hier zum erstenmal ungekürzt dargestellt. Sie enthalten im einzelnen vieles, das dem Religionspsychologen, der religiöse Entwicklung beobachten will, oder Erzieher, der Einblick in die jugendliche Seele sucht, interessant ist; im ganzen habe ich aber doch den Eindruck, daß es unrichtig war, diese Tagebücher so ans Licht zu ziehen und daß es sich nur für Spezialforscher lohnt, dieses Buch zu lesen.

W. Stählin.

Die Menschwerdung unseres Herrn und Heilands Jesu Christi, im Bärenreiterverlag, Augsburg (art. 1.—, geb. 1,80 RM.).

Wilhelm Thomas hat uns entsprechend seinen zwei Büchlein vom Kreuzweg und von der Auferstehung ein Adventbüchlein beschenkt, auf das ich mit großer Freude und Dankbarkeit hinweisen möchte. Es enthält nicht Betrachtungen über Advent, sondern eine Anleitung, die Adventswochen und die Weihnachtszeit in der Vertiefung in Gottes Verheißungswort und in eigenem Gebet wirklich zu durchleben. Die Bedeutung von Advent und Weihnachten im deutschen Kirchenjahr ist stark und tiefgründig hineinverwoben. Man kann von solchen Gebetsworten nicht etwa „Proben“ mitteilen, sondern nur eindringlich sagen: Laßt euch durch den Dienst eines solchen Büchleins zu einer wirklichen Feier von Advent und Weihnachten helfen!

Wilh. Stählin.

Musikalische.

Wach auf, Festliche Weisen in alten und neuen Sätzen, herausgebracht von W. Henkel, Bärenreiterverlag, Augsburg. Gegen 40 alte und neue Vokalsätze, dazu einige Instrumentalsätze, alles auch spielbar für zwei Trompeten und zwei Posaunen. Gute Sätze, wertvolle, besonders auch geistliche Lieder; neben unserm Lieberbuch, dem Aufrechten Fähnlein, dem Musikanten und dem Singenden Quell zum

eisernen Bestand gehörig für jede Gruppe, die im vierstimmig gemischten Chor singt. Die Sintersteiner Blätter, ein Liederbuch in monatlicher Reihenfolge, jedes Heft 20 Pfg., ebenda. Die Singgruppen sollten das Liederbuch bestellen, sie sammeln sich ganz unversehens und mit kaum merkllicher Ausgabe einen Notenschatz von hohem Wert. Der Rosenstrauch, 20 Pfg., ebenda; 12 dreistimmige Liebäuge von Seifert für gemischten oder gleichstimmigen Chor, gute Stimmführung, mittelschwer. Nun singet und seid froh. Weihnachtslieber in alten Sängen für zwei bis fünf Stimmen, mit Holzschnitten, ebenda, 1,50 Mk., eine wertvolle Gabe; jedes Lied in mehreren Sängen alter Meister. Heinrich Schütz: Geistliche Konzerte für ein und zwei Stimmen mit ausgeführtem Generalbass, 2,25 Mk., bei Kallmeyer, Wolfenbüttel. Man merke sich diese Ausgabe da, wo man über solistische Kräfte verfügt. Wo es möglich ist, müssen wir auch nach dieser Musik uns strecken, sie ist noch mehr wie das Lied Dienst am Wort. Fritz Jöde: Der Kanon, 3. Teil, 140 Seiten, 2,80 Mk., ebenda. Aus neuer und neuester Zeit. Die Kanonensammlung ist damit abgeschlossen. In der Fülle des Stoffes steckt manches, das unter uns lebendig werden soll wie Lied und Choral. Georg Telemann, 6 Streichduette für zwei Flöten oder Geigen, 70 Seiten, 3,25 Mk. Hier sollen die Geiger zugreifen. Musik für gefellige Abende, gut zu „bewältigen“. Nur zwei Geigen sind nötig. Wo könnte das nicht gespielt werden! Josef Haydn: 3 leichte Streichtrios. Für Violine, Viola und Cello. Bärenreiterverlag. Schon ziemlich viel verlangend an Technik und Übung im Zusammenspiel. Lose Blätter, 1/57. Aus den Veröffentlichungen Kallmeyers, nach Stoffgebieten zusammengestellt: Streichmusik, Kanons, Madrigale, Choräle. Preis und Inhalt siehe Verlagsverzeichnis. Eine billige Beschaffungsmöglichkeit für besondere Fälle (größere Chöre, besondere Liedfolgen). Zeitschriften: Die Musikantengilde, bei Kallmeyer, Die Singgemeinde im Bärenreiterverlag.

Franz Herwig: Deutsche Heldensage. (1 bis 3) 2. Aufl. Von der germanischen Urzeit bis zum 30. Jhd. Krieg. Mit Bildern, 200 S., in Leinen 6 Mk. Heft 9, 10, 11 und 12 je 0,60 Mk., bei Herder in Freiburg. Wir müssen dankbar sein für jeden Versuch, der uns ein geschichtliches Erbe bildhaft gestaltet. Denn wer in Bildern lernt, in dem ist dieses Erbe lebendig, wirkend. Freilich sind nicht alle Töne in diese Bilder hineingemalt, und manches in Form und Stil ist noch nicht gut. Unmittelbarkeit läßt sich nicht durch Imperative allein erreichen, der mystifizierende Jüngtrüb die Anschaulichkeit und Klarheit der Bilder. Aber manch eins ist doch herzerfreuend, wird von der Jugend begeistert aufgenommen, macht Mut, an Hand von etwa Classens Werk sich selbst zu versuchen in der Ausarbeitung, im Erzählen solcher geschichtlicher Bilder.

Wilhelm Knevels: Das Religiöse in der neuesten lyrischen Dichtung. (Sammlung „Aus der Welt der Religion“). A. Töpelmann, Gießen. 2,60 Mk., geb. zirka 4 Mk.

Die deutsche Lyrik der Gegenwart ist in ganz besonderem Maße das geistige Spiegelbild unserer Zeit. Wer das innere Leben unserer Zeit verstehen will — und wir wollen es, und wenn es nur zu dem Zweck wäre, um darüber hinauszukommen —, der darf an der Lyrik nicht vorübergehen. Die religiöse Art und Haltung der „Modernen“ kommt in der Lyrik eines Dehmel, Hart, Hesse, Heynide, Hofmannsthal, Hauptmann, Lersch, Löns, Münchhausen, Rilke von Scholz, Stehr, Wersel, Zweig — einer Ricarda Fuch, Else Lasker-Schüler und Dora Stieker (um nur einige der Bedeutendsten zu nennen!) zum Ausdruck. In obengenannter Schrift versuche ich zum erstenmal, das Religiöse an der Lyrik dieser sogenannten „weltlichen“ Dichter aufzuzeigen. Da ich 100 der wertvollsten Gedichte mitteile, die noch wenig bekannt sind, eignet sich die Schrift als Weihnachtsgeschenk und zur Verwendung am Bundesabend, in Feiern und auf der Fahrt. Lic. Knevels.

Die Gste.

Dieses Heft ist auf 30 Seiten erweitert. Wir mußten trotzdem die Aussprache kürzen. Werk und Aufgabe mußte breiteren Raum haben, um die noch ausstehenden Berichte unterzubringen. So ist das Heft ein Rückblick aufs Jahr. Zum Nachschlagen will das anhängende Inhaltsverzeichnis helfen.

Wir beschließen mit diesem Heft unser 15. Jahr und wünschen allen Lesern ein gesegnetes Fest und Neujahr.

Die Schriftleitung.

Steglich: Zur Landjugendfrage	1/ 18
Spieler: Bundesgottesdienst in Köln	10/310
Specht: Unser Weg	4/ 89
Stern: Unsere Älteren	8/121
Vordemfelde: Köln im Spiegel seiner Kunst- und Geschichtsdenkmäler	7/177
Zurbellen: Frauenberuf	2/ 41

Ausprache:

Baars: Zielsetzung	8/ 78
Antbes: Die wirtschaftlichen Möglichkeiten auf der Westerburg	8/189
Göglau: Von einer Freizeit	8/188
Hahn: Zielsetzung	8/ 77
Zeitmann: An der Schwelle des Evangeliums	7/208
Kalbe: Zum Anzeigenteil der „Treue“	8/140
„ . . . Thüringer Älterenarbeit	8/247
Kanzlei: Statistik	8/144
„ . . . Beschlüsse des A. A.	8/ 82
Karwehl: An der Schwelle des Evangeliums	12/884
Langmaad: Westerburgweibe	12/888
Meng: Was sollen unsere Älteren	7/202
Miegger: Brief aus Wien	8/142
Müller: Brief	8/148
Meyer: Bund und Westerburg	8/ 80
Schlemmer: Vom Schicksal und Sinn der deutschen Jugend	8/240
Stählin: Nachwort	12/887
Wettach: Opfertag	2/ 88
Wolf: Musikleibgang	12/889

Werk und Aufgabe:

Bürk: Zur Lebensgestaltung	8/280
„ . . . Jugend und Politik	10/351
Dreher: Geselligkeit und Tanz	8/ 88
Donndorf: Werbung	4/110
„ . . . Wir und die anderen Verbände	8/288
Erb: Das Singen im Bund	12/370
Fraedrich: Gruppenarbeit	12/308
Alzer: Landarbeit	8/282
Kloppenburg: Älterenfrage	0/170
Meninger: Jugendspiel	10/338
Muschke: Jüngerarbeit	8/140
Stählin: Verhältnis zu Christentum und Kirche. 1. Stück	1/ 20
„ . . . Verhältnis zu Christentum und Kirche. 2. Stück	2/ 87
„ . . . Südrertragungen und Lehrgänge	0/107
„ . . . Verhältnis der Geschlechter	12/308
Stölten: Bildungsarbeit	12/801
Vangerow: Fest und Feier	4/122
Wintermann: Bund und Familie	10/388

Erhalt uns in der Wahrheit,
 Gib ewigliche Freiheit
 Zu preisen deinen Namen
 Durch Jesum Christum, Amen.



Achtet alle darauf

daß bis 20. Dezember 1926 Eure Bezugselder für „Unser Bund“ restlos beglichen sind! Bei Aufstellung unserer Jahresbilanz wollen wir auch in dieser Hinsicht Heerschau halten und prüfen, wie unsere Freunde ihren Verpflichtungen in materieller Hinsicht nachkommen. Wir würden uns freuen, wenn jeder sein Konto bis dahin ordnen und ohne Schulden ins neue Jahr hinüberpilgern würde. — Hierbei erinnern wir daran, daß jeder sein Konto unaufgefordert beglichen soll! Rechnungserteilung erfolgt nicht, da durch diese Mehrarbeit das Unterkonto des Bundes unnütz belastet würde. Also zahle jeder pünktlich unter Angabe der Bezugszeit auf das Postfachkonto der Thüringer Verlagsanstalt und Druckerei G. m. b. H., Jena, Amt Erfurt 2922. — Für die, welche ihren Wohnsitz ändern, gilt immer noch die Regel: Neben der neuen Wohnung muß stets der bislang innegehabte Wohnsitz angegeben sein, da der Versand leztlich nach Orten angelegt ist. Der Verlag.

Noch vor Weihnachten erscheint

Hermann Maurer

Clemens Schulz

Das Lebensbild eines Jugendführers
und Volksmannes

In Halbleinen gebunden Mk. 3. — / Leinen Mk. 4.50

Jetzt endlich sind wir in der Lage, Euch das langersehnte „Clemens Schulz-Buch“ in die Hände zu legen. Denkt daran, daß es ein herrliches Weihnachtsgeschenk ist. Gebt aber sofort Eure Bestellungen auf!

Treue-Verlag Wülfingerode-Sollstedt

Erklärung! Der Jungnationale Bund teilt uns unterm 28. Sept. d. J. mit, daß in diesen Tagen die amtgerichtliche Bestätigung ihrer Namensänderung von „Jungnationaler Bund“ (Bund deutscher Jugend) in „Jungnationaler Bund“ eingegangen ist. Wir freuen uns, daß der „Jungnationale Bund“ damit unseren berechtigten Wünschen entsprochen hat und dadurch Verwechslungen und daraus folgende Spannungen zwischen beiden Bänden für die Zukunft beseitigt sind. Die Bundesleitung.

Die Vereinigung zur Erhaltung der Burg Ludwigstein ruft zu einer Ludwigstein-Reichsbewerbung auf. Sie soll die Mittel aufbringen zur Vollendung des Ausbaus. Der Aufruf ist unterschrieben von den allermeisten Bänden, auch vom Bund Deutscher Jugendvereine.

Die Treue

Verbandsblatt des Bundes Deutscher Jugendvereine e. V.
Schriftl.: Pfarre W. Kalbe, Sülzfeld, Post Henneberg (Thür.)
Verlag: Treue-Verlag Wülfingerode-Sollstedt
Druck: Druckerei Eduard Koerber, Darmstadt, Bleichstraße
Postfachkonto: Eduard Koerber, Darmstadt, Sankfurt a. M. 1132

